Ein weiblicher Sultan.

Historischer Roman

von

Sacher-Masoch.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1873.

Geheimnisse des Hermelins.

Erstes Kapitel.

Im Kreml.

Trotzdem die Versöhnung der Kaiserin mit ihrem Günstling eine vollständige war und derselbe fortan offen als Gegner Lestocq's auftrat, behauptete der letztere doch seinen Einfluß auf Elisabeth, und war, wie er selbst bei jeder Gelegenheit äußerte, desselben vollkommen sicher; nicht etwa, weil die schöne Frau, welche er auf den Thron erhoben hatte, es ihm täglich schwor, sondern weil er sehr gut wußte, daß sie, so lange er lebe, sich niemals entschließen werde, sich einem anderen Arzte anzuvertrauen und vor Allem, sich von einem anderen zur Ader zu lassen.

Bisher hatte der kleine energische Franzose noch Alles bei ihr durchgesetzt und es seinen Gegnern unmöglich gemacht, nur das geringste Terrain zu erobern,

Vergebens suchte Bestuseff, welcher den König von Preußen haßte und nur in der Allianz mit England, Holland und Oesterreich Rußlands Vortheil sah, die Kaiserin für seine Anschauung zu gewinnen. Lestocq, welcher im französischen Solde stand, durchkreuzte jede seiner politischen Intriguen, sowohl in Bezug auf den schwedischen, wie auf den schlesischen Krieg, welcher eben zwischen Friedrich dem Großen und Maria Theresia, entbrannt war. Während die Minister nicht selten eine Woche warten mußten, um dann eine Viertelstunde bei der Czaarin Gehör zu erlangen, war sie täglich durch mehrere Stunden mit Lestocq beisammen und machte es ihm auf diese Weise leicht, die Pläne der ersteren zu durchkreuzen.

Der Kampf der Parteien wurde noch um Vieles heftiger, als die Czaarin im März 1742, von dem Prinzen von Holstein und ihrem ganzen Hof begleitet nach Moskau übersiedelte, wo ihre feierliche Krönung stattfinden sollte. Die Art, wie politische Intriguen an dem Hofe des schönen weiblichen Sultans in Scene gesetzt wurden, hatte oft etwas drastisch Komisches. Während der Reise war es Bestuseff und Suwalow gelungen, die Kaiserin gegen Preußen zu stimmen. Zu ihrem Unglück wurde dieselbe aber bald nach ihrer Ankunft in der Sloboda, in welcher sie ihre Residenz nahm, von einer heftigen

Kolik befallen. Nun war wieder Lestocq, der „liebe gute Lestocq“ obenan und wirklich konnte er schon wenige Tage später den Marquis de la Chetardie zu einer geheimen Audienz in das Schlafgemach der Monarchin führen. Als nun die Minister das erste Mal bei ihr erschienen, und Bestuseff voll Siegesbewußtsein gegen Schweden und Preußen, und folglich gegen Frankreich zu sprechen begann, mußte er zu seinem Erstaunen erfahren, daß ihn Elisabeth mit der Erklärung unterbrach, sie halte die Freundschaft Frankreichs für ebenso aufrichtig als nützlich, und habe insbesondere von der Anhänglichkeit des Marquis de la Chetardie so viel Beweise empfangen, daß sie an denselben niemals zweifeln werde.

Bestuseff wußte zu gut, daß der französische Gesandte die Sympathie der Czaarin den sechstausend Ducaten dankte, welche er ihr in dem Augenblicke vorgestreckt hatte, als sie sich entschloß, die Zügel der Herrschaft an sich zu reißen, und daß ihre Hinneigung zu Frankreich das Werk Lestocq's war, der sich unermüdlich zeigte, ihr sowie ihrer Umgebung die Vortheile dieser Verbindung klar zu machen. Dennoch wagte es der Vicekanzler nicht, offen gegen den kleinen Franzosen aufzutreten, sondern benützte zu diesem Zwecke den heißblütigen und daher unvorsichtigen Großkanzler Cer=

kaski. Er setzte ihm so lange auseinander, daß seine Würde unter den Intriguen des Leibarztes leide, bis der Großkanzler endlich Audienz bei der Kaiserin verlangte und Lestocq ohne Rücksicht auf ihn oder sich selbst angriff. Er bewies, daß derselbe die Ducaten, welche er zu Tausenden verspielte, von dem Marquis de la Chetardie bezog, nannte ihn einen von Frankreich bezahlten Spion und Staatsverräther, und bat Elisabeth, Lestocq entweder jede Einmischung in die Staatsgeschäfte, insbesondere in die äußere Politik zu verbieten, oder wenn sie ihn durch ihr Vertrauen den Ministern gleichstelle oder sogar noch vor denselben auszeichne, ihn lieber gleich in den Staatsrath zu berufen, als die Arbeiten des Ministeriums täglich durch seine Winkelzüge in Frage zu stellen. Bestuseff war so klug, sich vorläufig neutral zu verhalten, denn er war sich vollkommen klar darüber, daß die Stellung Lestocq's bei der allgemeinen Erbitterung, die gegen ihn herrschte, für die Dauer unhaltbar war.

Elisabeth stellte Lestocq bei nächster Gelegenheit zur Rede, aber er verstand sich sehr geschickt zu vertheidigen. Seine Feinde, sagte er, wüßten nichts anderes gegen ihn vorzubringen, als seinen Umgang mit dem Marquis de la Chetardie. Er läugne durchaus nicht, daß er gute Gesellschaft liebe, welche man an keinem Orte besser finde, als bei dem französischen Botschafter,

wo man sich auf die angenehmste Art unterhalten, essen, trinken und spielen könne; auch bekenne er offen, daß er sich demselben für die Dienste und Geldvorschüsse, welche er seiner Gebieterin geleistet, zu Dank verpflichtet halte. Endlich sei er aber überzeugt, daß nur Blindheit und Eigennutz gegen die Freundschaft Rußlands mit Frankreich eifern könnten. Der Vortheil derselben sei ganz nur auf der Seite der Czaarin. Was die Rechtschaffenheit des Großkanzlers betreffe, würde wohl ein Beispiel genügen, dieselbe in das richtige Licht zu setzen.

Um die bestehenden Verträge mit Rußland zu erneuern, sei eine Gesandtschaft der Baskiren an den kaiserlichen Hof gekommen. Es liege auf der Hand, daß die politische Klugheit gebiete, diese reichen und mächtigen Horden zuvorkommend zu behandeln. Trotzdem habe Cerkaski ihre Abgesandten mehr als zwei Monate hingehalten, ohne sie bei der Czaarin zur Audienz zu melden, bis sie sich endlich an ihn wendeten und ihm ihre Noth klagten. Jetzt sei es ihm gelungen, die Ursache des sonderbaren Verhaltens des Großkanzlers zu erfahren. Der geheime Rath Tatiseff in Astrachan habe, weil die Gesandten der Baskiren eine Reihe sehr gerechter Beschwerden gegen ihn bei Hofe vorzubringen hatten, dem Großkanzler dreißigtausend Rubel

geschickt. Der Großkanzler betreibe überhaupt die Geschäfte sehr lässig, während der Vicekanzler einerseits zu schüchtern sei, sich derselben zu bemächtigen, anderseits durchaus nicht jener geschickte Kopf, für den er ihn anfangs gehalten habe. Auch sei er von dem österreichischen Gesandten Grafen Botta für dessen Regierung gewonnen und habe zwanzigtausend Rubel von der Königin von Ungarn erhalten, um Rußland in ihr Lager zu führen. Die Zeit werde es wohl beweisen, ob er bestochen sei oder Bestuseff, und wessen Rath der bessere gewesen. Gerade vom österreichischen Hofe sei der Rath ausgegangen, Elisabeth für ein unechtes Kind Peter des Großen zu erklären, und in ein Kloster zu stecken.

Die Kaiserin zeigte sich von der Auseinandersetzung des kecken Franzosen befriedigt, und die Sache war für diesmal damit beendet. Während die beiden Parteien fortfuhren, sich zu befehden und Rußland darüber zu keinem entschiedenen Auftreten in dem österreichisch-preußischen Streite kam, lebte die Czaarin Elisabeth in Moskau ganz nur ihrem Vergnügen, ihrer Eitelkeit und der Liebe. Sie hatte Suwalow vergeben, aber ihre Neigung für den Treulosen war stark in der Abnahme begriffen, doch ließ die festliche Atmosphäre der Krönungswochen sie nicht so schnell zum Bewußtsein dieser Veränderung kommen. Prachtvolle Aufzüge,

militärische Paraden wechselten mit Schauspielen und Festen; Elisabeth war dabei so recht in ihrem Elemente, sie machte täglich fünf- bis sechsmal Toilette, die kostbarste stets nach dem Mittagsmahl, und warf sich in den Strudel lärmender Vergnügungen, aus einer Aufregung in die andere.

Das glänzendste Fest war jenes, welches ihre Krönung am 6. Mai 1742 verherrlichte und welchem auch der zum Erben ihres Thrones ausersehene Prinz Peter von Holstein beiwohnte. Alle europäischen Mächte hatten Vertreter nach Moskau gesendet; am meisten erregte der persische Gesandte, der mit niegesehener Pracht auftrat, die Schaulust der Menge. Die Gastfreundschaft der Kaiserin ihm gegenüber trug einen echt orientalischen, verschwenderischen Charakter. Bis zum 1. Juli, wo er seine Abschiedsaudienz hatte, wurden für ihn und sein zahlreiches Gefolge 300,000 Rubel ausgegeben

Ein in seiner Art einziges Schauspiel bot die Illumination von Moskau an dem Tage, wo die Kaiserin aus dem Kreml in die Sloboda, wo sie residirte, zurückgekehrt war.

Der Muthwille gab der schönen lebenslustigen Frau den Gedanken ein, an diesem Abende Männerkleider anzulegen und so durch die ihr zu Ehren in

ein Flammenmeer verwandelte, alterthümliche, orientalisch prächtige Stadt zu reiten. Sie theilte ihr Vorhaben Lestocq mit, und kündigte ihm zugleich an, daß sie ihn bei dieser Gelegenheit besuchen werde.

Der kleine intriguante Franzose beschloß auf der Stelle die günstige Gelegenheit, welche ihm die Laune der Monarchin bot, zu seinen Zwecken auszubeuten, und seinen Gegnern sowie dem Volke zu zeigen, welcher hohen Gunst er und der französische Botschafter sich bei der galanten Elisabeth zu erfreuen hatten.

Die Czaarin hatte sich eigens zu diesem Zwecke ein sehr kleidsames Kostüm machen lassen, in welchem sie sich, als der Abend hereinbrach, mit großer Befriedigung im Spiegel betrachtete. Sie trug hohe schwarze Stiefeln mit Sporen, ein weites faltiges Beinkleid und einen langen Rock von grünem Sammet, welcher sich knapp an ihre schönen Formen schmiegte. Der letztere war reich mit Gold verschnürt und durch einen schwarzen Ledergurt zusammengehalten, auf dem weißen Toupée saß eine Kosakenmütze. So stieg sie, die Reitpeitsche in der Hand, zu Pferde und überraschte ihren Leibarzt in seinem Hause. Lestocq glänzte vor Vergnügen; er warf sich vor seiner gnädigen Herrin auf die Kniee und küßte ihre Stiefeln, was sie lächelnd hinnahm als etwas, was sich von selbst verstehe; dann

führte er den Marquis de la Chetardie herein, und als die Czaarin weiter ritt, standen bereits zwei Pferde für ihn und Lestocq bereit und sie ließen es sich nicht nehmen, die schöne Amazone bei ihrem Ritt durch die Straßen von Moskau zu begleiten.

Elisabeth dachte nichts Uebles dabei; aber der Vorfall erregte ungeheures Aufsehen und erbitterte die Gegner Lestocq's auf's Neue.

Als die Czaarin in die Sloboda zurückgekehrt war, sagte sie zu ihrer Favorite, der Gräfin Suwalow: „Weißt Du, Lidwina, daß ich mir in diesen Kleidern sehr gefalle?"

„Und mit vollem Rechte", erwiderte die kleine Gräfin, „Sie sehen wunderbar aus, ganz geeignet, den Neid und die Eifersucht aller unserer Cavaliere zu erregen."

„Du findest mich also hübsch", sagte die Czaarin geschmeichelt.

„Ach! warum giebt es keinen Mann auf der Welt, der so schön wäre, wie Sie es jetzt sind", seufzte die Gräfin Suwalow, „ich würde alles darum geben, von ihm geliebt zu werden."

„Denke also, ich sei dieser Mann", scherzte Elisabeth, „ich werde jetzt oft in diesem Anzug erscheinen

und mir noch andere Männerkleider machen lassen, nur um Dich ganz zu bezaubern und Dir dann auf Tod und Leben den Hof zu machen. Suwalow soll vor Eifersucht rasend werden.“ Sie setzte sich neben ihre reizende Hofdame, umschlang sie und begann sie zu küssen. Wer in diesem Augenblicke eingetreten wäre, hätte ohne Zweifel geglaubt, ein zärtliches Pärchen zu überraschen, so gut verstand es Elisabeth, die Modephrasen der galanten Männer ihrer Zeit und die Huldigungen derselben nachzuahmen.

Sie lag vor der Gräfin auf den Knieen, schwor ihr Liebe und benahm sich, wie es nur der leidenschaftlichste, jugendlichste Page vermag. Woronzoff stand vor der Thüre und hörte das süße Liebesgeplauder der beiden muthwilligen Frauen, wagte es aber nicht, einzutreten. Nach einiger Zeit gesellte sich Suwalow zu ihm. Sie blickten abwechselnd durch das Schlüsselloch nnd beriethen, was zu thun sei, bis endlich die Kaiserin, welche ihnen bisher den Rücken gekehrt, sich erhob und der Thüre näherte. Jetzt löste sich die eifersüchtige Spannung der beiden in ein lautes Lachen. Sie klopften, und als man sie eintreten hieß, beeilten sie sich, die heitere Täuschung, unter der sie eine qualvolle Viertelstunde lang gelitten hatten, zum Besten zu geben.

„Ja, Iwan“, rief Elisabeth, „ich mache Deiner Frau von heute an den Hof und ich dulde keinen Nebenbuhler, also richte Dich darnach ein.“ Sie schwatzten noch einige Zeit. Zuletzt ging der schöne Kosak im grünen Sammt mit Suwalow Arm in Arm davon und Woronzoff blieb bei der reizenden Gemahlin des Grafen zurück. Man genirte sich durchaus nicht an dem Hofe des weiblichen Sultans.

Wenige Wochen nach dem Krönungsfeste wurde der Marquis de la Chetardie unerwartet von seinem Hofe abberufen. Lestocq war davon sehr unangenehm überrascht, während seine Gegner triumphirten; der Marquis wurde bei seiner Abreise von der Czaarin mit Geschenken förmlich überschüttet. Er erhielt außer dem für Minister seines Ranges festgesetzten Abschiedspräsent von 12,000 Rubeln, den Andreasorden, dessen mit Brillanten von seltener Größe besetztes Kreuz mit dem Stern zusammen einen Werth von 35,000 Rubeln repräsentirte, durch Lestocq eine Tabatiere mit dem Portrait Elisabeth's und einen Ring mit einem Brillanten von einundzwanzig Karat, beides auf 30,000 Rubel geschätzt, und einen prachtvollen Reisewagen; endlich kaufte ihm die Czaarin sein Silberservice und seine Stallequipage für 20,000 Rubel ab. In allem nahm er über 150,000 Rubel, aber dafür auch unge-

zählte Verwünschungen des Volkes nach Frankreich mit. Die altrussische Partei, zu der Cerkaski und Trubetzkoi gehörten, sah die Vorgänge am Hofe mit steigendem Unwillen und gab sich alle Mühe, um die Czaarin dem Einfluße Lestocq's und ähnlicher Creaturen zu entziehen, und dieselbe in Moskau festzuhalten, wo der größte Theil des russischen Adels seinen Wohnsitz hatte. Lestocq dagegen stellte der Monarchin ununterbrochen vor, wie sie in Moskau nur von Mißvergnügten umgeben sei, wie sie hier viel leichter als in Petersburg das Opfer einer Verschwörung werden könne und bestimmte sie endlich, ihre Abreise für die Zeit der beginnenden Schlittenbahn festzusetzen.

Indeß begannen die Garden in Moskau und Petersburg, von der russischen Partei aufgehetzt, arge Excesse zu verüben. Als unter ihnen der Verdacht entstand, daß der Prinz von Homburg und andere deutsche Officiere sie bei der Kaiserin heimlich denuncirten, rotteten sie sich zusammen und drohten, wenn die Ränke der Fremden nicht aufhören würden, alle Deutschen in Stücke zu hauen.

So war bereits im ersten Jahre der Regierung Elisabeths der Boden, auf dem ihr Thron sich erhob, nach allen Seiten hin zerklüftet. Sie selbst fühlte dies

nur zu gut, aber sie fand noch nicht jene Kraft, deren sie bedurfte, um alle Gefühle der Sympathie und Dankbarkeit, welche ihr gütiges Herz beherrschten, bei Seite zu setzen und unerbittlich nur der Stimme der Staatsweisheit zu gehorchen.

Zweites Kapitel.

Der Sklave der Gräfin Suwalow.

Das Geräusch der Feste war verstummt, das Leben am Hofe bekam wieder seinen gewöhnlichen Charakter Ein heiterer Zufall wollte, daß die Czaarin Elisabeth und ihre reizende Favorite sich zu gleicher Zeit zu langweilen begannen; die letztere mit ihrem Anbeter. dem Kammerherrn Woronzoff, die erstere mit dem schönen Gatten ihrer Freundin. Die Gräfin Suwalow war die erste der beiden Frauen, welche den Muth fand, ihren Ritter zu verabschieden; um dies ungenirter thun zu können und der fortwährenden unvermeidlichen Begegnung mit ihm am Hofe auszuweichen, verließ sie in den ersten Tagen des Septembers die Sloboda und zog in den weitläufigen mit asiatischer Pracht einge=

richteten Holzpalast in Kitaigorod, den sie von ihrem Vater geerbt hatte.

Nachdem sie sich hier eingerichtet hatte, versammelte sie das ganze Hausgesinde in dem großen mit Ahnenbildern geschmückten Saale, um dasselbe mit ihrer Lebensweise und ihren Anordnungen bekannt zu machen. Der Haushofmeister stellte die einzelnen leibeigenen Diener vor, nannte ihr Amt und schilderte ihre Eigenschaften und Talente. Seitwärts von dem Schwarm, der demüthig und neugierig zugleich vor der Herrin stand, erblickte diese einen noch jungen Mann von seltener Schönheit, welcher sofort ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Schlank und kräftig gebaut, mit fein geschnittenen an den Orient mahnenden Zügen, das wettergebräunte Antlitz von langem dunklen Haare und einem runden schwarzen Vollbart eingerahmt, schien er trotz seinen einfachen Kleidern nicht zu den Dienern zu gehören, und doch widersprach sein bescheidenes, beinahe furchtsames Wesen der Annahme, daß er den Freien beizuzählen sei.

„Wer ist der Jüngling dort?" fragte die Gräfin halblaut den Haushofmeister, „er scheint kein Leibeigener und doch erscheint er mit den Anderen, mich zu begrüßen?"

„Wie es seine Pflicht ist, Herrin", erwiderte der

Alte, „denn, wenn er gleich ohne Zweifel etwas Besseres ist als wie alle die Diener, so ist er doch auch nur Dein Sklave, Deinem Willen unterthan.“

„Wie nennt er sich und wie kommt er zu diesem Anzug, dieser vornehmen Haltung, diesem verständigen Wesen?“ forschte die Gräfin weiter.

„Sein Name ist Alexis Rasumowski“, gab der Haushofmeister zur Antwort, „ein Bauernsohn aus der Ukraine, wurde er von unserem gnädigen Herrn, Deinem seligen Vater nach Moskau genommen, weil derselbe seltene Geistesgaben und eine herrliche Stimme an ihm entdeckt hatte. Er wurde von ihm gleich einem Sohne gehalten, von guten Lehrern in der Wissenschaft unterrichtet und im Gesange ausgebildet; der gnädige Herr hat ihn sehr geliebt.“

„Wie kommt es dann, daß er ihm keinen Freibrief ausgestellt hat?“

„Daß es sein Wille war, ist Jedem im Hause bekannt gewesen, aber wie es schon mit solchen Dingen geht, der Herr kam nie dazu und endlich überraschte ihn der Tod.“

„Alexis ist also mein Sklave?“

„Ja, das ist er, nach Fug und Recht.“

„Gut.“

Die Gräfin fuhr fort, den Leuten ihre Befehle

zu ertheilen. Als sie dieselben endlich entließ, hielt ein Wink von ihr Rasumowski zurück.

„Tritt näher", gebot sie ihm.

Er gehorchte und blieb zwei Schritte von ihr entfernt stehen.

„Du machst den Eindruck eines gebildeten Mannes", sagte sie, „wie ich höre, hast Du Dir Manches angeeignet, was kaum unsere Grafen und Fürsten lernen."

„Ja, Herrin, Dein seliger Vater war sehr gnädig gegen mich."

„Weshalb hat er Dir also nicht die Freiheit geschenkt?"

„Er hat mich ohnehin genug mit Wohlthaten überhäuft."

„In wie fern?"

„Er hat mir das Wort Gottes erschlossen und die Menschenwelt, er hat mich in die Vergangenheit blicken lassen, mich mit den alten Geschichten unseres Reiches, fremden Ländern und Völkern bekannt gemacht."

„Und das erscheint Dir als ein Glück?"

„Gewiß."

„Ich halte es für ein großes Unglück in Deinem Stande", rief die Gräfin Suwalow; „wenn ich nun nicht so gnädig gegen Dich wäre, wie mein Vater,

und Dich ohne Rücksicht auf Deine Bildung einfach zu meinem Dienste verwenden würde, wie die Anderen, was dann?"

„Dann würde die Wahrheit doch Wahrheit bleiben", sprach Alexis Rasumowski mit einem Ernste, der etwas Feierliches an sich hatte, „und das Wissen doch Wissen und würde mir mein Schicksal erleichtern."

„Meinst Du?" sagte die Gräfin. „Dein Widerspruch reizt mich, den Versuch zu machen, denn Du weißt wohl, Alexis, daß Du mein Sklave bist."

„Ich weiß es."

Die Gräfin klingelte. Der greise Haushofmeister erschien. „Stecke diesen Sklaven hier augenblicklich in eine Livrée", befahl sie, „er gefällt mir besser als alle anderen und so will ich, daß er mich bedient; verstehst Du?"

Der Alte verneigte sich. „Nun, was denkst Du jetzt?" wendete sich die schöne Gebieterin zu ihrem Sklaven.

„Was darf ein Sklave denken?" erwiderte Rasumowski anspruchslos.

„Gewiß soll er es nicht", sagte die Gräfin, „Du aber thust es doch und ich will Deine Gedanken kennen. Hörst Du?"

„Ich denke, daß Du recht daran thust, Herrin",

entgegnete Rasumowski, „jenen unter Deinen Sklaven zu Deinem Dienst zu erwählen, dem Dein seliger Vater die meisten Wohlthaten erwiesen hat.“

Auf diese Antwort war die schöne Frau, welche aus Langeweile mit ihrem Sklaven ein grausames und leichtfertiges Spiel begonnen hatte, nicht gefaßt; sie sah ihn groß an und kehrte ihm dann den Rücken. Rasumowski verließ mit dem Haushofmeister den Saal.

„Armer Freund“, murmelte der Alte, „die Zeiten haben sich sehr verändert, es scheint, wir alle sind unter eine ordentliche Zuchtruthe gerathen.“

„Es heißt also, noch mehr als sonst unseren guten Willen zeigen“, sagte Rasumowski, „und unsere Treue beweisen.“

„Du hast für Alles eine gute Deutung“, meinte der Greis, „weil Du viel zu edel von den Menschen denkst.“

„Vielleicht“, murmelte Rasumowski, „aber glaube mir, ich wäre minder glücklich, wenn ich schlecht von ihnen denken sollte.“

Am folgenden Morgen begann Rasumowski seinen Dienst damit, daß er der Gräfin, welche noch in ihren üppigen Kissen lag, die Chocolade auf einer silbernen Platte brachte. Er ließ sich auf ein Knie nieder und sie nahm ihr Frühstück, wie es schien ohne ihn zu be=

achten. „Du siehst gut aus in der Livrée", sagte sie endlich. Rasumowski trug nämlich nicht die französische Lakaientracht, sondern das kleidsame Kosakencostüm. „Kannst Du reiten?"

„Ja, Herrin."

„Gut, mache Dich also bereit, mich zu begleiten, wenn ich ausreite."

Rasumowski eilte dem Befehl seiner schönen Gebieterin Folge zu leisten. Als dieselbe die Treppe hinabkam, stand er mit den gesattelten Pferden im Hofe, half ihr in den Sattel und folgte ihr dann in einer Entfernung von mehreren Schritten, gleich einem Reitknechte. Die Gräfin, welche die Absicht gehabt hatte, ihn zu peinigen und, falls er es sich beifallen ließe, Widerstand zu leisten, gleich einem niederen Leibeigenen zu züchtigen, war jetzt erstaunt, wie schnell, wie geschickt und geduldig sich ihr fein gebildeter Sklave in seine neue Lage fand. Sein Benehmen steigerte nur das Interesse, das sie von allem Anfange an ihm nahm und sie war, als sie von ihrem Spazierritte zurückkehrte, entschlossen, ihm ein besseres Loos zu bereiten, aber ihn vorher noch auf manche harte Probe zu stellen.

Ihr Gemahl und ihr Anbeter Woronzoff, welcher, je schnöder sie ihn behandelte, um so mehr in Leiden-

schaft gerieth, speisten mit ihr, während Rasumowsk sie bedienen mußte. Der alte Haushofmeister, welcher dem Liebling seines einstigen Herrn sehr zugethan war, hatte ihn in Allem auf das Genaueste unterrichtet, so daß er mit seltener Gewandtheit und Eleganz servirte.

Suwalow wurde bald aufmerksam auf ihn. „Was hast Du da für einen Menschen?“ fragte er seine Frau, „die Kaiserin besitzt unter ihren Hofbedienten nicht einen, der ihm an die Seite zu stellen wäre, es ist sicher ein Franzose, mindestens in keinem Falle ein Russe.“

„Doch, mein Lieber“, erwiderte die Gräfin, „und noch dazu ein Bauernsohn, ein Leibeigener.“

„Nicht zu glauben“, rief Suwalow, „und einen solchen Schatz begräbst Du hier in Moskau, fern der Residenz? Schenke ihn mir, ich könnte ihn vortrefflich brauchen.“

„Es fällt mir nicht ein —“

„Nun, so verkaufe ihn mir —“

„Noch weniger“, sagte die Gräfin, „ich weiß Besseres mit ihm anzufangen.“

„Nun, was willst Du aus ihm machen?“ fragte Suwalow.

„Meinen Secretär“, entgegnete die kleine intriguante Frau, welche sich beeilte, ihren Gemahl und

ihren Anbeter mit demselben Pfeile zu verwunden. „Vielleicht sogar meinen Günstling."

Beide Männer blickten sie starr und sprachlos an.

„Sehen Sie ihn doch an", flüsterte die Gräfin Woronzoff zu, indem sie auf den mit einem neuen Gerichte eintretenden Rasumowski wies.

„Giebt es an unserem Hofe einen Mann, der mit ihm in die Schranken treten kann? Welche edlen schönen Züge, welche adelige Gestalt!"

„Ich kann einen Bedienten unter keinen Umständen schön finden", sagte Woronzoff tief verletzt.

„Warum? Hat die Czaarin Anna nicht ihren Stallknecht zu ihrem Liebling, zum Herzog von Kurland erhoben?" antwortete die Gräfin Suwalow; „er ist nur so lange Bedienter, als ich es für gut finde; wenn es mir einfällt, kann er morgen Capitän, übermorgen Graf sein; Sie wissen, daß ich bei der Kaiserin sehr in Gunst stehe."

Woronzoff entfärbte sich und schwieg.

„Du sagst mir dies Alles so offen in's Gesicht", brach jetzt Suwalow los, „ich bitte, nicht ganz zu vergessen, daß ich Dein Mann bin und welche heiligen Rechte —"

„Du täglich mit Füßen trittst", fiel die Gräfin

ein. „Wenn die Czaarin Dich, ihren Unterthan liebt, weshalb soll ich nicht meinen Sklaven beglücken?“

Rasumowski machte dem Gespräche dadurch, daß er an den Tisch trat und die Gläser von Neuem vollschenkte, ein Ende. Nach dem Diner fuhr die Gräfin von ihrem Gemahl begleitet nach der Sloboda, der kaiserlichen Freundin ihre Aufwartung zu machen. Rasumowski saß auf dem Kutschbock, öffnete ihr den Schlag und half ihr aus der Carrosse, als sie zurückkehrte.

Die Gräfin vertauschte für den Abend ihre kostbare Palasttoilette mit einem bequemen Schlafrock; als sie sich umgekleidet hatte, rief die Klingel Rasumowski in ihre Garderobe. „Zieh mir die Schuhe aus“, gebot sie mit einem seltsamen Blick, aber sie entdeckte zu ihrer Ueberraschung, daß ihr Sklave in diesem Befehl keine Erniedrigung, sondern eine Gunst sah; er kniete nieder und als der kleine Fuß seiner jungen reizenden Herrin in seiner Hand ruhte, glitt ein leises Lächeln über sein Gesicht.

„Reich' mir die Pantoffeln dort“, fuhr sie fort.

Er zog ihr die kleinen blausammtenen, silbergestickten Pantoffeln an und blieb, weiterer Befehle harrend, vor ihr knieen.

„Geh!“ sagte sie, „ich bedarf Deiner nicht mehr.“

Er verließ das Zimmer. Die Gräfin setzte sich an das Clavier und versuchte zu spielen, aber sie hörte nur zu bald wieder auf; sie war aufgeregt, sie mußte immer wieder an ihren Sklaven, den schönen, gebildeten und edlen Mann denken, der auf Gnade und Ungnade ihrer Willkür preisgegeben war. Dies schien sie zu ärgern, sie stampfte mit dem kleinen Fuße auf, aber es gelang ihr deshalb doch nicht, sein Bild zu verscheuchen. So nahm sie denn ein neues französisches Buch, das ihr Suwalow, ein begeisterter Verehrer der französischen Literatur, gebracht hatte, und begann zu lesen.

Plötzlich ertönte Gesang, eine wunderbare schwermüthig süße Melodie und eine herrliche Männerstimme, welche das Herz der selbstsüchtigen, durchaus nicht gefühlvollen Frau in nie empfundener Weise ergriff. Eine Weile horchte sie, indem sie den Athem anhielt, dann sprang sie auf und zog die Glocke. Eine Kammerfrau erschien. „Wer singt da?“ fragte die Gräfin.

„Alexis Rasumowski“, sagte die Kammerfrau, nachdem sie wenige Augenblicke zugehört, „kein anderer in Moskau besitzt diese Stimme, die einem das Herz aus dem Leibe zu reißen scheint, bei der man weinen muß und doch wieder so selig ist.“

„Rufe ihn zu mir.“

Rasumowski trat wenige Augenblicke später ein und blieb bescheiden an der Thüre stehen.

„Du hast gesungen", begann die Gräfin, ohne ihn anzusehen.

„Ja, Herrin."

„Was war das für ein Lied?"

„Ein kleinrussisches Bauernlied, wie man sie bei uns in der Ukraine singt."

„Dann singt man bei Euch Lieder, die um Vieles schöner sind als die Arien der Italiener.

„Dies hat mein Maestro auch gesagt."

„Und er hat Dich singen gelehrt."

„Er hat mich nur ausgebildet", erwiderte Rasumowski, „aber gelehrt hat es mich der liebe Gott in seiner unendlichen Güte."

„Singe mir das Lied noch einmal."

Rasumowski begann, die Töne strömten voll und markig aus seiner Brust, und jeder schien aus der Tiefe der Seele zu kommen und ergriff daher auch jede noch so verschlossene oder unempfindliche Menschenseele mit zugleich holder und unheimlicher Gewalt. Als er zu Ende war, kehrte ihm die sonst so frivole Frau mit einem Male ihr Gesicht zu, ihre Augen schwammen in Thränen. „Kannst Du mir vergeben?" sprach sie und streckte ihm zugleich die schöne, zitternde Hand entgegen.

„Was, Herrin, was soll ich Dir vergeben?“ fragte der Sklave leise, ohne ihre Hand zu ergreifen.

„Die grausame Art, wie ich Dich behandelt habe.“

„Du warst im Recht.“

„Nein, nein“, rief die Gräfin, „es war recht häßlich von mir einen Mann wie Dich, einen Mann mit Deiner Bildung, Deiner Empfindung, in Bedientenkleider zu stecken und zwei alberne Gecken, wie mein Mann und mein Gast Woronzoff es sind, bedienen zu lassen. Vergieb mir, ich bitte Dich darum.“

Rasumowski stürzte vor der schönen Frau, welche ihre Thränen nicht mehr verbergen konnte, auf die Kniee und preßte ihre Hand an die Lippen.

„Ich werde Dir den Freibrief ausstellen, den mein Vater Dir auszufertigen vergessen hat.“

„Wie soll ich diese Gnade verdienen?“ murmelte Rasumowski.

„Indem Du versuchst, den heutigen Tag aus Deinem Gedächtniß auszulöschen“, sprach die Gräfin ihn aufhebend, „und um Dir dies zu erleichtern, will ich Dir gestehen, daß ich Dich nur deshalb so gequält habe, um die Stimme zum Schweigen zu bringen, welche vom ersten Augenblicke an zu Deinen Gunsten in mir sprach, daß ich Dir deshalb nur einen so niederen Platz angewiesen habe, weil mein Herz Dir

früher als es mein Stolz zuließ eine ganz andere Stelle, die höchste, die ein Weib zu vergeben hat, anwies."

„Um Gotteswillen", rief der schöne Sklave erregt, „spiele nicht mit mir, Gebieterin, entfache nicht Gefühle in *meiner* Brust, welche ich nur mit allem Aufwande meiner Kraft zu unterdrücken im Stande war! Du bist so schön, daß es jedem Manne schwer wird, in Deiner Nähe seiner Sinne Meister zu bleiben."

Die Gräfin zog Rasumowski zu sich auf den Divan und blickte ihm forschend in das feuchte Auge, in dem mit einem Male eine mächtige Leidenschaft aufgeflammt war.

„Wärst Du im Stande mich zu lieben?" fragte sie rasch, „so tief, so innig wie Du singst?"

Rasumowski schwieg.

„Noch bist Du mein Sklave", rief die Gräfin, „ich befehle Dir, mir Antwort zu geben."

„Wer wäre im Stande in Deiner Nähe zu sein und Dich nicht zu lieben", murmelte Rasumowski, sich immer mehr vergessend. „Ich weiß, daß ich mich um meinen Kopf rede, aber ich werde mit einem Male frei von dem wahnsinnigen Gefühl, das auf mir liegt wie eine Centnerlast, das mich zu tödten droht, und

um diesen Preis opfere ich Freiheit und Leben. Ja, Herrin, Dich liebe ich und mein Herz macht mich noch viel mehr zu Deinem Sklaven als das Gesetz."

„Du liebst mich", flüsterte die Gräfin, „wiederhole dies süße Geständniß, ich bin bis jetzt immer nur begehrt, nie geliebt worden; ahnst Du, welches Glück Du mir in diesem Augenblicke giebst?"

Der schöne Sklave warf sich zu ihren Füßen nieder in stummer grenzenloser Hingebung, und sie, von der Naturgewalt seiner Empfindung fortgerissen, schlang die Arme um ihn. Lange hielt sie sein Haupt an ihrer Brust, ohne Worte zu finden. Endlich sagte sie: „Jetzt, Rasumowski, gebe ich Dir Deinen Freibrief erst recht nicht. Ich liebe Dich zu sehr, ich zittere, Dir die Freiheit zu schenken. Du bist mein, ganz mein und keine Gewalt der Erde soll Dich mir entreißen!"

„Ja, laß mich Dein Sklave bleiben", rief Rasumowski in der Trunkenheit des höchsten Entzückens, „laß mich Dir dienen, für Dich leiden, für Dich sterben!"

„Nicht sterben, leben sollst Du für mich", erwiderte die Gräfin, „ich habe Dich ja lieb, so lieb wie noch keinen Mann." Ihre Lippen berührten die seinen,

während ihre weißen Finger in seinen dunklen Locken wühlten.

So fand sie ihr Mann, welcher unerwartet in ihr Boudoir trat.

Suwalow's erste Regung war auf den frechen Sklaven seiner Frau loszustürzen und ihn unter seine Füße zu treten, aber sie ging ihm mit einer Würde, welche er in diesem Augenblicke am wenigsten erwartete, entgegen und stellte ihn zur Rede.

„Wie kann es Graf Suwalow, der Günstling der Kaiserin, wagen, unangemeldet meine Zimmer zu betreten?“ begann sie kalt und gebieterisch.

„Ich dachte — ich wußte nicht“, stotterte der galante Gatte verwirrt.

„Um so besser“, sagte sie mit feinem Spott, „dann weißt Du jetzt, daß ich nicht die Frau bin, mich ungestraft beleidigen zu lassen, und daß ich dem hohen Vorbilde Elisabeth's nachfolgend, auch einmal den Versuch machen wollte, wie es sich in den Armen eines Sklaven ruht, denn Du weißt wohl, daß Du auch nur der Sklave Deiner kaiserlichen Geliebten bist, wie dieser schöne Jüngling hier der meine.“

„Du wagst es, Treulose, mich noch zu verhöhnen?“ schrie Suwalow, der sich indeß gefaßt hatte. „Gut, gut, Du sollst mich kennen lernen.“

Die Gräfin trat noch einen Schritt auf ihn zu und begann dann laut zu lachen. Dieses Lachen brachte den Entrüsteten noch mehr um seine Geistesgegenwart als vorher ihre ruhige Hoheit. Er stammelte einige unverständliche Worte, während ihm seine Frau die Thüre wies.

„Verlassen Sie mich auf der Stelle, Herr Graf", gebot sie mit lächelnder Ruhe, „oder ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich die Kaiserin morgen mit dieser Scene unterhalten werde."

„Du wärst im Stande —"

„Ich bin im Stande Elisabeth die Flammen Ihrer Eifersucht so lebhaft zu schildern, mein Herr, daß sie Sie zur Abkühlung nach Sibirien schickt."

Suwalow stampfte zornig mit dem Fuße, aber es blieb ihm nichts übrig, als zu gehorchen; wenn Elisabeth nur einen Funken von Empfindung für eine Andere, und wäre diese Andere auch seine angetraute Frau, bei ihm entdeckte, war er verloren. Er wollte gehen, ohne seine Gemahlin nur noch eines Blickes zu würdigen, aber so leichten Kaufes sollte er nicht loskommen.

„Wie unartig, danken Sie mir doch noch für die Lection, welche ich Ihnen ertheilt habe", spottete die

Gräfin ihn zurückhaltend, „küssen Sie mir die Hand, dies bleibt Ihnen immer gestattet.“

Suwalow führte ihre Fingerspitzen galant an die Lippen und eilte dann, von dem Hohngelächter seiner boshaften kleinen Frau verfolgt, aus dem Boudoir derselben.

Drittes Kapitel.

Tausend und eine Nacht in Moskau.

Ein langweiliger Regentag im Spätherbste, ein bleierner Himmel lastet auf den Dächern, unaufhörlich klatscht es auf die Erde nieder, Ströme gelben lehmigen Wassers rinnen durch die Straßen von Moskau, und von Zeit zu Zeit schüttelt und biegt der Sturm die riesigen Pappeln vor der Sloboda gleich Birkenreisern im Dampfbade. Im warmen behaglichen Gemach sitzt die Kaiserin Elisabeth vor dem Clavier und läßt ihre Finger auf den Tasten hin und hergleiten während sie selbst sich entsetzlich langweilt. Sie hat zum sechsten Male Toilette gemacht, zum zehnten Male ihren Hund geprügelt und läßt sich jetzt mit der größten Gleichgiltigkeit von der Gräfin Suwalow die neuesten Ereignisse und Geheimnisse der eleganten Welt

vorplaudern. Die reizende kleine Hofdame sitzt bei diesem undankbaren Geschäfte auf einem gestickten Schemmel zu den Füßen ihrer allmächtigen Freundin und sieht so herausfordernd fröhlich aus, daß die Czaarin sich endlich darüber zu ärgern beginnt.

„Du mußt sehr zufrieden sein, Lidwina", begann sie, mit einer gräulichen Dissonanz ihr Spiel beendend.

„Wie sollte ich es nicht sein, Majestät", erwiderte die kleine kluge Schlange, „so lange Sie mir so gnädig sind."

„Ich bin nur glücklich, wenn ich verliebt bin", seufzte Elisabeth. Jetzt verstand die Gräfin mit einem Male die böse Laune der Monarchin, welche sie dem trüben häßlichen Wetter zugeschrieben hatte. Es war endlich einmal ein Tag gekommen, wo die schöne Despotin nicht verliebt war, wo sie sich trotz aller Allmacht kaiserlicher Gewalt und weiblicher Reize, welche in ihr vereint waren, unglücklich fühlte. Den Worten der Kaiserin war eine kleine Pause gefolgt, während der sich die beiden Frauen forschend ansahen; dann legte Elisabeth beide Hände auf die Schultern ihrer Favorite und sagte: „Ist es wahr, daß Du verliebt bist, Lidwina, verliebt in einen Deiner Sklaven?"

Die kleine Gräfin wurde über und über roth.

„Nun, was ist da, dessen Du Dich zu schämen hättest“, fuhr die Czaarin fort, „wenn er nur schön ist. Ist er schön?“

„Ja, Majestät, aber dies ist das Geringste“, — stammelte die Hofdame in unbeschreiblicher Verwirrung.

„Wirklich? Das Geringste! Dieser Sklave ist also eine Art Weltwunder!“ rief Elisabeth, deren Neugierde immer mehr erregt wurde.

„Er ist nicht allein der schönste Mann, den ich gesehen habe“, erwiderte die Gräfin, „sondern auch fein gebildet. Er singt in einer Weise, welche etwas von wunderthätiger Zauberkraft an sich hat.“

„Du Beneidenswerthe!“

„O, dies Alles ist noch das Geringste.“

„Wie?“

„Aber ich habe etwas bei ihm gefunden, was ich bis jetzt nicht gekannt habe.“

„Und das wäre?“ fragte die Czaarin.

„Liebe!“

„Liebe!“ wiederholte Elisabeth.

„Es giebt kein Glück, das jenem gleich käme, geliebt zu werden“, rief die kleine Gräfin begeistert.

„Seltsam“, murmelte Elisabeth in Gedanken verloren, „daran habe ich noch nie gedacht, aber eine

Stimme in meiner Brust sagt mir, daß Du Recht hast, die Männer in unsern Kreisen lieben uicht und es ist recht traurig, immer nur zu geben und nie und niemals zu empfangen. Und Dein Sklave liebt Dich also?"

„Bis zum Wahnsinn!"

„Und Du?"

„Ich?" — Die Gräfin schien sich zu besinnen.

„Du? Liebst Du ihn auch?"

„Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß mich noch nichts in dieser Welt so unterhalten hat, wie die Leidenschaft dieses Natursohnes, welche an den Sturm der Steppe mahnt. Aber ich fürchte, daß eine Zeit kommen wird, wo der Arme mich sammt seinen schönen und edlen Empfindungen langweilen wird."

„Undankbare", rief die Czaarin.

„Ich kann nicht heucheln", lachte die Hofdame, „ich erstaune selbst, daß ich diesem Manne gegenüber, der gewiß werth wäre das Herz eines Weibes ganz zu besitzen, nur eine Art Neugierde fühle. Ja, es giebt Augenblicke, wo er mich bis zu Thränen rührt, aber vielleicht nur deshalb, weil ich so lebhaft empfinde, daß er seine Gefühle an eine Frau verschwendet, welche sie wohl zu schätzen weiß, aber nicht zu erwidern im Stande ist."

Die Czaarin schüttelte das schöne Haupt, erhob sich,

trat an das Fenster und blickte lange hinaus in den strömenden Regen und die grauen Nebel, welche sich zu Gestalten zusammenballten. „Ich will diesen Deinen Sklaven kennen lernen“, sagte sie plötzlich.

„Soll ich ihn kommen lassen?“ fragte die Gräfin, erfreut etwas entdeckt zu haben, was die Theilnahme ihrer hohen Freundin zu fesseln versprach.

„Nein, nein, heute nicht“, antwortete die Czaarin.

Wieder entstand eine Pause. „Dieser abscheuliche Regen“, sagte Elisabeth, „man kann nicht einmal ausreiten.“

„Warum nicht“, rief die Hofdame, „wenn Majestät Männerkleider anlegen wollten, die Ihnen so gut passen. Mir ist der Abend der Illumination noch immer unvergeßlich.“

„Wirklich?“ Die eitle Frau schlang den Arm um den Hals ihrer Favorite und küßte sie zärtlich, „aber Du hast Recht, wir wollen uns als Kosaken anziehen und ausreiten.“

„Ich soll auch Männerkleider nehmen, Majestät?“ wendete die Gräfin ein, „das darf man nur wagen, wenn man so hoch und schlank gewachsen ist wie Sie, ich würde mich abscheulich ausnehmen!“

„Wenn ich es aber wünsche, Lidwina“, sagte Elisabeth. Die Gräfin seufzte und gehorchte. Die beiden

Frauen vollzogen rasch ihre Metamorphose und stiegen dann, nur von einem Reitknechte begleitet, zu Pferde. Der Himmel war so galant in demselben Augenblicke seine Schleußen zu schließen; es tropfte nur noch von den Dächern und Bäumen, als die beiden reizenden Amazonen durch die alte ehrwürdige Stadt ritten. Auf dem Rückwege kamen sie an dem Palaste des Fürsten Kurakin vorbei und fanden zu ihrer Ueberraschung die Straße durch eine aufgeregte tobende Volksmenge gesperrt.

„Was giebt es hier?" fragte die Czaarin eine große kräftig gebaute Frau, welche in einem Kreise von Arbeitern lebhaft das Wort führte.

„Der Haushofmeister des Fürsten Kurakin hat einen Leibeigenen todtpeitschen lassen", rief das Weib aus dem Volke, „darauf hat sich die ganze Dienerschaft zusammengerottet und belagert mit Hilfe anderer braven Leute den Fürsten und den Haushofmeister, diesen Bluthund, diesen elenden Tyrannen, in dem Zimmer des Fürsten, im welchem sich die beiden Schufte eingeschlossen haben."

„Und was haben sie vor?" fragte Elisabeth rasch.

„Sie werden die Thüre sprengen und die Welt von diesen beiden Ungeheuern befreien, unter deren Herrschaft sie so lange die unglaublichsten Mißhandlungen erduldet haben."

Zum Glück erschien zu rechter Zeit der Generalmajor Buturlin, welcher eben beim Fürsten zu Besuche gewesen und nach Hilfe geeilt war, mit Grenadieren und rettete die Bedrohten. Er hatte eben die Menge zurückgedrängt und die Anführer der Empörer verhaftet, als die Czaarin vor dem Palaste erschien. Der Pöbel erkannte sie und rief: „Hilf, Mütterchen Elisabeth, hilf, man will uns alle ermorden."

Die Czaarin winkte dem Generalmajor, welcher sich beeilte an ihr Pferd heranzutreten, und befahl ihm, die Gefangenen auf der Stelle frei zu lassen. „Nicht diese sind die Schuldigen", sagte sie, „sondern der Fürst und sein Haushofmeister. Ich will nicht, daß man mein gutes Volk so unmenschlich bedrückt und mißhandelt. Ich selbst werde den ganzen Vorfall untersuchen und diejenigen, welche ihn hervorgerufen, strenge bestrafen."

Lauter Jubel folgte den Worten der Monarchin und sie verließ von Segenswünschen begleitet die Stätte der im Keim erstickten Empörung.

„Ich habe heute entdeckt, was mir nicht lieb ist und ernste Sorgen bereitet," sagte sie unterwegs zu der Gräfin; „während ich die Todesstrafe aufgehoben und die Leibeigenen menschlich zu behandeln befohlen habe, wird mit meinem Volke in einer Weise verfahren,

welche mit der Zeit Unzufriedenheit, ja Rebellion erregen muß. Wen trifft am Ende doch die Verantwortung für solche Ausschreitungen meines Adels? Mich. Es ist also ein Gebot der Klugheit, daß ich bei Zeiten vorsehe, sonst bin ich keinen Tag vor Tumulten oder Verschwörungen sicher. Wie soll ich es aber anfangen, die Leiden, die Bedürfnisse, die Wünsche meines Volkes kennen zu lernen?" — Die Monarchin versank in Nachdenken.

Ein Zufall spielte ihr noch an demselben Abend eine französische Ausgabe der Märchen von Tausend und einer Nacht in die Hände, welche ihr Lestocq vor einiger Zeit gebracht hatte. Sie blätterte in dem Buche und begann endlich, von einer der reizenden Geschichten gefesselt, in demselben zu lesen. Plötzlich wendete sie sich zu der Gräfin. Ich hab es," rief sie erfreut, „ich werde es machen wie der Kalif Harun al Raschid, ich werde unter dem Schutze der Dunkelheit in Männerkleidern Moskau durchstreifen und so alles das erfahren, was mir meine Minister nicht sagen."

„Ein herrlicher Gedanke", stimmte die Gräfin lebhaft bei, „und ich darf Sie wohl begleiten?"

„Nein, meine Kleine", erwiderte Elisabeth, „man würde erkennen, daß Du ein Weib bist. Ich muß Jemand anderen wählen."

Als die Czaarin am folgenden Morgen in den Wagen stieg, um zur Kirche zu fahren, fiel ihr unter den Soldaten, welche in der Sloboda die Wache hatten, ein alter Grenadier mit einem riesigen weißen Schnurbart auf. Sie ließ ihn, als es zu dämmern begann, in ihr Cabinet kommen.

„Wie nennst Du Dich?" begann sie.

„Kyrill Petrowitsch Karzoff."

Wie lange dienst Du?"

„Es können bei vierzig Jahre sein, Mütterchen."

„Du hast also Feldzüge mitgemacht?"

Allerdings, Mütterchen, gegen die Perser unter dem seligen Czaar Peter und gegen die Türken unter dem General Münnich."

„Hast Du von dem gestrigen Vorfall bei dem Fürsten Kurakin gehört?"

„Zu Befehl."

„Was denkst Du davon?"

„Daß Manches bei uns in Rußland nicht so ist, wie es sein sollte."

„So denk ich auch," sagte die Czaarin, „und möchte gerne abhelfen; wie soll ich dies aber, wenn ich nicht erfahre, wo es fehlt. Die Minister, die Großen sagen es mir nicht."

Der alte Grenadier zuckte sehr bezeichnend die Achseln.

„Höre also, Kyrill Petrowitsch, was ich beschlossen habe, ich will verkleidet jene Orte besuchen, wo man das Volk sich ungestört aussprechen hört und Du sollst mich dabei begleiten und beschützen. Willst Du?“

„Gewiß will ich das“, sagte der alte Soldat, „und so lange ich an Deiner Seite bin, soll Dir Niemand zu nahe treten, Mütterchen.“

Elisabeth nahm hierauf die Kleider eines gemeinen Kosaken, ordnete ihr Haar in der Weise, wie es die Russen der niederen Stände tragen und verließ in einen dunklen Mantel gehüllt an dem Arme des treuen Grenadiers die Sloboda. Der Alte versprach ihr, sie dorthin zu führen, wo sie am schnellsten zu ihrem Ziele gelangen könne. Sie durchschritten die Straßen der Stadt und traten in der Vorstadt in eine Schenke, in der es sehr lebhaft zuging. An langen Tischen von rohem Holze saßen kleine Handelsleute, Handwerker, Arbeiter, Diener adeliger Häuser, gemeine Soldaten, tranken Thee und Branntwein und spielten oder besprachen das Ereigniß des Tages, die Rebellion gegen den Fürsten Kurakin.

Die Czaarin setzte sich mit ihrem Begleiter zu zwei Soldaten der Garde und einem jungen Kaufmann,

welcher seine Mütze aus der Stirn geschoben und seine weiten Aermeln hoch aufgeschürzt hatte.

„Nun wie geht es, Iwan Alexowitsch“, begann der alte Grenadier, den Kaufmann auf die Schulter schlagend, „ist der Beutel wieder voll?“

„Was fällt Dir ein, unser Freund da hat eben ganz abgewirthschaftet“, rief einer der Gardisten, „heute hat er seine letzten Rubel verloren, dank den Würfeln und den Weibern.“

„Ja, das Vergnügen kostet Geld“, lachte der liederliche Kaufmann, „aber es soll bald alles anders werden.“

„Wie? Wie das? Denkst Du einen Schatz zu heben“ lachten die Soldaten durcheinander.

„Freilich, etwas dergleichen“, sagte der Kaufmann selbstbewußt, „glaubt Ihr, der gestrige Vorfall beim Fürsten Kurakin hat nichts weiter zu bedeuten?“

„Nun, was ist denn damit?“ fragte Elisabeth.

„So kann nur ein junger unerfahrener Mensch fragen“, sagte der Kaufmann mit Selbstgefühl, „das Volk beginnt eben die Tyrannei der Großen satt zu bekommen und kluge Köpfe werden diese Sachlage zu benützen wissen.“

„Du sprichst beinahe wie ein Verschworener“, rief der eine der Soldaten.

„Es wäre in der That kein Wunder, wenn man sich unter diesen Umständen vereinigen würde, nur um diese Regierung zu stürzen und eine andere einzusetzen", sagte der junge Kaufmann.

Ihr wollt also die Kaiserin um den Thron bringen?" fragte der alte Grenadier bedächtig.

„Ihr — wer spricht von mir —", erwiderte der Kaufmann, „aber es giebt welche, die klüger sind als wir alle da, von denen rede ich."

„Kennst Du sie?" fragte die Czaarin mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt, „und glaubst Du, daß etwas für uns zu gewinnen wäre, wenn wir uns ihnen anschließen?"

„Junger Mensch, Du bist doch nicht so einfältig als ich anfangs dachte", sagte der Kaufmann, „wie nennst Du dich."

„Sergius Petrowitsch! ein Verwandter von mir", sagte der Grenadier, „ein kluger Kopf trotz seinen jungen Jahren."

Ob etwas zu gewinnen wäre, wenn wir uns den Unzufriedenen anschließen", sagte der Kaufmann, „gewiß mein Freund."

„Und was haben diese Menschen für Absichten?" forschte der Grenadier.

„Darnach fragt man nicht", entgegnete der Kauf=

mann mit spöttischer Ueberlegenheit, „es wird einem auch nicht gesagt. Man hält einfach zu ihnen und der Lohn bleibt nicht aus."

„Und wenn es Leute gäbe, welche Lust hätten sich einem solchen Unternehmen anzuschließen", sprach die Czaarin, „an wen müßten sie sich wenden?"

„Ich weiß selbst nur wenig von der Sache", gab der Kaufmann zur Antwort, „wollt Ihr aber mehr erfahren, so kommt morgen um diese Zeit, da werdet Ihr den und jenen finden, der vielleicht Auskunft ertheilen kann."

„Was meinst du Kamerad", sagte der eine der Gardisten zu dem anderen, „kommen wir morgen?"

„Mir ist mein Kopf lieber als alle Schätze Persiens," entgegnete der zweite, „ich halte nicht mit."

„Aber ich", flüsterte Elisabeth dem Kaufmann zu.

„Und Dein Alter, was sagt der dazu?" fragte der Kaufmann.

„Ich bringe ihn mit, verlaß Dich auf mich."

„Gut, mein Freund, sehr gut", murmelte der Kaufmann. „Branntwein, Alte, Du läßt uns ja verdursten", rief er dann der Schenkwirthin zu.

„Du hast mir schon zu viel auf dem Kerbholz, Iwan Alexowitsch", gab die Alte zur Antwort.

„Ich zahle", sagte die Czaarin und warf einen Silberrubel mit ihrem Bildniß auf den Tisch.

„Der junge Mensch hat Geld", sagte der Kaufmann mit komischem Pathos, „Achtung vor dem jungen Menschen."

Es kam Branntwein und zugleich näherte sich ein Mann in guten beinahe reichen Kleidern nach russischem Schnitt dem Tische. „Da seid Ihr ja, Väterchen", begann der Kanfmann, „hier sind zwei gute Freunde, die zu uns halten."

Der Fremde faßte den Grenadier und die Kaiserin scharf in's Auge.

Woher kenne ich Dich", sagte er dann zu der letzteren, „ich habe Dich schon irgendwo gesehen."

„Sehr möglich", sagte die Czaarin, ohne nur eine Miene zu verändern, „auch Du kommst mir bekannt vor."

„Ich habe jetzt eine Zusammenkunft mit zwei Gardeofficieren", flüsterte der Fremde dem jungen Kaufmann zu. „Bestelle die Beiden auf Morgen."

„Ist bereits geschehen", erwiderte der Kaufmann.

„Wer ist das?" fragte die Czaarin, als der Fremde die Schenke verlassen hatte.

„Ein ehemaliger Officier, dem man sehr unrech gethan hat", sagte der Kaufmann.

„Wer? Die Czaarin?"

„Was weiß die Czaarin von alledem“, lachte der Kaufmann, „die unterhält sich und läßt ihre Minister schalten wie es ihnen beliebt. Der General Apraxin hat ihn entsetzt, weil er einige Mißbräuche anzeigen wollte, die in seinem Regimente herrschen, so belohnt man bei uns in Rußland die Patrioten.“

„Und so bringen schlechte Diener der Monarchen diese selbst um das Vertrauen und die Liebe ihres Volkes“, sagte Elisabeth.

„Sehr weise gesprochen, junger Mensch“, gab der Kaufmann zur Antwort, „aber die Monarchen sollen sich eben etwas weniger um schöne Kleider und Liebeshändel und etwas mehr um die Regierung bekümmern.“

„Diesmal hast Du Recht“, rief die Czaarin mit einem reizenden Lächeln.

„Weißt Du Alter, daß man Deinen Jungen da für ein verkleidetes Frauenzimmer halten könnte“, rief der Kaufmann „so hübsch ist er.“

Der alte Grenadier und die beiden Gardisten brachen in ein schallendes Gelächter aus, in das die Kaiserin unbefangen einstimmte.

„Gieb mir einen Kuß, Junge. Du gefällst mir“, sagte der Kaufmann zärtlich.

„Ich küsse nur Mädchen“, gab Elisabeth zur Ant-

wort, „und auch diese nur, wenn sie hübsch sind."

Wieder lachten Alle, die am Tisch saßen. In diesem Augenblick kam die Tochter der Wirthin, eine hübsche blonde rothwangige Dirne vorbei. Die Czaarin sprang auf, nahm sie beim Kopf und küßte sie, das hübsche Mädchen schrie, die Wirthin schalt, die Gäste jubelten.

„Ein Teufelskerl, Dein Junge", lachte der Kaufmann, „er soll leben!"

Viertes Kapitel.

Unter den Verschworenen.

Noch nie war der Leibarzt Graf Lestocq von der Kaiserin bei seiner gewöhnlichen medicinischen Morgenvisite so übel empfangen worden als am folgenden Tage. Elisabeth zeigte sich auf das Höchste erregt gegen ihre Minister, ihre Generale, am meisten jedoch gegen ihre eigentlichen Freunde und Anhänger. „Man hintergeht mich auf eine Weise, die sich durch nichts rechtfertigen läßt", rief sie, „täglich muß ich hören, wie zufrieden mein Volk ist, wie alle Acte der Regierung nur den Zweck haben, das Glück desselben zu erhöhen, während mir meine Unterthanen die Flüche zusenden, welche eigentlich meinen Dienern bestimmt sind. Wie soll ich in meinem Palaste, in den die Stimme des Volkes nicht zu dringen vermag, erkennen, was ihm

Noth thut, wenn man mich, statt mich in redlicher Weise zu unterrichten und aufzuklären, absichtlich irre führt. Meine Freunde nennt Ihr Euch, meine ärgsten Feinde seid Ihr und verblendete Thoren dazu, denn Ihr bedenkt nicht, daß Ihr mit mir steht und fallt!"

„Ich begreife nicht Majestät, was Sie so montirt hat" — wendete Lestocq ein, „aber wenn Sie an meiner Treue zweifeln, sind Sie einfach undankbar."

„Sie sind undankbar wie alle Anderen", unterbrach ihn Elisabeth. „Habe ich Euch nicht alle reichlich genug mit Titeln, Stellen, Reichthümern beschenkt? Aber Ihr seid unersättlich in Eurer erbärmlichen Habsucht und verkauft mich, Eure Wohlthäterin, verkauft den Staat der Euch alle nährt! Sie nehmen französisches Geld, Bestuseff englisches, wem soll ich jetzt glauben? O! wenn mir nur Gott einen Menschen senden wollte, der es ehrlich meint mit mir und Rußland, dann solltet Ihr mich alle kennen lernen. Was wollen Sie einwenden gegen die Thatsachen, welche vorliegen, gegen den Volkstumult, dessen Zeuge ich vorgestern war —"

„Ein vereinzelter Fall, der nichts beweist", sagte der stets gerüstete kecke Franzose.

„Vereinzelt, in Bezug auf die Empörung der armen Leute", rief Elisabeth, „aber was die Behandlung der Leibeigenen durch ihre Herren betrifft, die Regel. Wo-

zu gebe ich Gesetze, wenn man sie nicht befolgt? Ein Jeder gehorcht nur den Eingebungen seiner Leidenschaft, seiner Selbstsucht, seiner Willkür, man entläßt patriotische Officiere, welche die Mißstände in der Armee aufzudecken suchen und treibt sie zur Verschwörung —"

„Märchen —", spottete Lestocq.

„Ja, Märchen aus Tausend und einer Nacht", antwortete die Czaarin, „die ich, eine zweite Sehezarade, nächstens meinen Ministern erzählen werde, wobei sie sich aber weniger unterhalten dürften als bei jenen. Ich bin entschlossen, diesem ganzen Getriebe von Intriguen ein Ende zu machen und selbst die Zügel der Regierung zu ergreifen. Ich wage ja keinesfalls etwas dabei, denn schlechter als Ihr den Staat bisher geleitet habt, kann ich es bei aller Ungeschicklichkeit nicht machen. Mindestens wird man meinen guten Willen erkennen und dies ist auch schon etwas werth."

Lestocq machte noch einen Versuch die Czaarin zu besänftigen, aber sie schnitt ihm das Wort ab und hieß ihn gehen. Im Laufe des Vormittags baten die Minister um Audienz, sie wurden nicht vorgelassen. Nicht einmal Suwalow wurde empfangen.

Mit Anbruch der Dunkelheit verließ die Czaarin, von ihrem alten Freunde, dem Grenadier begleitet, die Sloboda. Vor der Schenke stand ein Mann in einen

Mantel gehüllt, welcher sie erwartete. „Ist alles in Ordnung?“ fragte Elisabeth.

„Zu Befehl“, sagte der Mann. Dann erst traten die Beiden in die Schenke, während er rasch davon eilte. In einer nur matt erleuchteten Ecke des niederen rauchigen Raumes saßen um einen langen Tisch fünf Männer, welche, als sie die Czaarin und ihren Begleiter erblickten, dieselben zu sich heranwinkten. Elisabeth näherte sich lebhaft und bot dem Kaufmann die Hand, welche er zuerst derb schüttelte und dann lächelnd betrachtete. „Welche feinen Pfoten der Junge hat“, murmelte er.

„Nun macht uns mit Euren Freunden bekannt“, sagte die Czaarin, indem sie sich zu den Verschworenen setzte, so aber, daß sie jeden Augenblick aufspringen konnte. Neben ihr ließ sich der alte Grenadier mit militärischer Würde nieder.

„Den Herrn hier kennt Ihr wohl von gestern“, sagte der Kaufmann auf den entlassenen Officier deutend, „dann nannte er die Namen der anderen, eines jungen Gutsbesitzers aus der Umgegend von Moskau und zweier Gardeofficiere.“ Wo bleibt nur Agosowitsch, schloß er.

„Agosowitsch? Was für ein Mensch ist das?“ fragte die Czaarin, „doch nicht der kaiserliche Kammerlakai?“

„Eben dieser“, fiel der verabschiedete Lieutenant ein, „er ist eine der wichtigsten Stützen unseres Unternehmens, insofern er immer um die Person der Tyrannin ist und uns ohne besondere Schwierigkeit zu jeder Stunde in den Palast führen kann.“

„Ihr wollt also die Czaarin ermorden?“ flüsterte Elisabeth.

Der verabschiedete Officier zog es vor, die Frage des Neuangeworbenen nicht zu beantworten.

„Ist sie denn wirklich eine solche Tyrannin?“ fuhr Elisabeth fort.

„Sie schenkt eben Menschen ihr Vertrauen, welche uns die Haut vom Leibe ziehen“, erwiderte der Gutsbesitzer.

„Wenn wir an Eurem Anschlag theilnehmen sollen meine Herren“, sprach jetzt der Grenadier, „werdet Ihr uns wohl Näheres mittheilen. Die Sache kann uns den Kopf kosten, da muß man doch wissen wie und warum?“

„Es sei Euch genug“, sagte der entlassene Officier, „daß es zum Heile des Vaterlandes gereicht, was wir beabsichtigen und daß Euch, gleich allen Anderen, ein großer Lohn gewiß ist. Die näheren Umstände wird ein Jeder erst dann erfahren, wenn die Sache so weit reif ist, daß an ein Mißlingen nicht mehr zu denken ist.“

„Dies Eine aber sagt uns“, bat die Czaarin, „gilt Euer Vorhaben der Person der Monarchin oder nur der Regierung derselben?“

„Bei uns in Rußland, wo der Regent Selbstherrscher ist, also Despot“, gab der verabschiedete Officier zur Antwort, „lassen sich diese Dinge nicht trennen. Wenn man sich von einem verhaßten Regiment befreien will, muß man diejenigen, in denen es sich verkörpert hat, aus dem Wege räumen.“

„Mehr brauchen wir nicht zu wissen“, sagte Elisabeth, „Ihr könnt jetzt auf uns zählen.“

„Und Ihr, Herr Lieutenant, seid so das Haupt der ganzen Verschwörung“, sagte der Grenadier.

„Insofern mir alle Theilnehmer ihr Vertrauen schenken“, entgegnete der verabschiedete Officier.

„Ist unsere Zahl jedoch nicht zu gering, um uns der Kaiserin und ihrer Anhänger zu bemächtigen?“ fragte Elisabeth.

„Je größer die Zahl der Eingeweihten, um so leichter der Verrath“, sagte der Gutsbesitzer.

„Es sind noch Mehrere in Moskau die zu uns halten“, fiel der Kaufmann ein, „durchaus verläßliche Leute wie wir, Menschen, die nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen haben.“

„Bei einem Unternehmen dieser Art kömmt es

nur auf Kühnheit und List an", setzte der verabschiedete Lieutenant hinzu, „an beiden fehlt es uns nicht. Wie leicht ist es Münnich geworden, Biron zu stürzen, mit welchen geringen Mitteln hat sich Elisabeth der Krone bemächtigt. Auch wir werden triumphiren, wenn wir treu zu einander stehen und im entscheidenden Augenblicke uns weder durch Furcht noch irgend welche Rücksicht lähmen lassen. Man behandelt uns unmenschlich, auch wir dürfen kein Erbarmen haben."

„Aber die Czaarin, eine so schöne und liebenswürdige Frau, sollten wir doch schonen", sagte der Grenadier.

„Diese am wenigsten, sie hat noch immer einen großen Anhang in der Armee und im Volke", rief der eine Gardeofficier, „so lange sie lebt, sind wir des Erfolges nicht sicher."

„Meint Ihr", sagte Elisabeth mit einem seltsamen Blick.

„Sie muß unter unseren Händen fallen, wie Cäsar unter den Dolchen der Republikaner", sagte der verabschiedete Officier.

„Cäsar? Wer war das?" fragte der Kaufmann.

„Ein ehemaliger Großfürst von Moskau", erklärte der Gutsbesitzer.

„Es war ein römischer Feldherr, der gegen alles

Recht die oberste Gewalt an sich riß nnd die Freiheit mit Füßen trat", sprach der verabschiedete Lieutenant.

„Ja, ganz richtig, ein Feldherr in Rom", stimmte der Gutsbesitzer bei, „aber da kommt Agosowitsch."

Der kaiserliche Kammerlakai, durch eine schwarze Lammfellmütze, die er über die Ohren herabgezogen hatte und einen zottigen Mantel bis zur Unkenntlichkeit entstellt, kam herein, sah sich vorsichtig um, und setzte sich dann zu den Unzufriedenen, der Czaarin gegenüber. „Wie weit seid Ihr meine Herren", begann er, „die Zeit drängt!"

„In wie fern?" fragte der Kaufmann.

„In so fern, als der Franzose, der Leibarzt, alles aufbietet, die Kaiserin nach Petersburg zurück zu bringen", sagte der Kammerlakai mit einer Bewegung, die er irgend einem Minister abgelauscht hatte. „Sie hat ihm endlich zugesagt, mit dem Beginn der Schlittenbahn Moskau zu verlassen, und wie es heute aussieht, dürfte der erste Schnee nicht lange mehr auf sich warten lassen. Die Raben fliegen von allen Seiten herbei, als gälte es in Moskau ein großes Aas zu verzehren."

„Nun sie sollen bald Nahrung finden", rief der Gutsbesitzer.

„Wenn unser Anschlag gelingen soll, muß er näch-

ster Tage in's Werk gesetzt werden", fuhr der Kammerlakai fort.

„Ich bin bereit", sprach der verabschiedete Officier.

„Und ich desto früher", antwortete der Kammerlakai, „ich habe von allen Schlüsseln, die wir brauchen, Abdrücke genommen und dieselben nachmachen lassen. Einer der Leibkosaken hat auch zu unserer Sache geschworen. Wenn die Czaarin zu Bett ist, führe ich Euch durch die geheime Thür, durch welche der Graf Suwalow zu ihr kommt, in ihr Schlafgemach. Kein Mensch vermag sie dann zu retten."

„Setzen wir also den Tag fest", meinte der Gutsbesitzer, „ich stelle Euch alle meine Leute, bei zwanzig, gut gewaffnet und zu Allem entschlossen."

„Uebermorgen also", sagte der verabschiedete Officier.

„Warum nicht morgen?" fiel der Kammerlakai ein, „schiebt es nicht zu lange auf. Wir haben bereits zu viele eingeweiht, wie leicht kann ein Unglück geschehen."

„Du hast Recht", sagte die Czaarin.

Der Kammerlakai stutzte bei dem Klang ihrer Stimme und sah sie überrascht an. „Wer ist das, mir ist als müßte ich ihn kennen", flüsterte er dem Kaufmann zu.

„Ein junger Mensch, der Verwandte des alten Grenadiers, welcher neben ihm sitzt, wie er heißt, weiß ich nicht", sagte dieser.

„Und solche Leute, die Niemand kennt, zieht Ihr in unser Vertrauen", murmelte der Kammerlakai; „Ihr geht recht leichtfertig mit einer höchst gefährlichen Angelegenheit um."

„Morgen also", sagte der eine Gardeofficier.

„Warum nicht heute", fiel sein Kamerad ein.

„Vielleicht ist es morgen schon zu spät", sprach der Grenadier.

„Also heute", sagte das Haupt der Verschworenen.

„Und wenn es heute zu spät ist", sagte Elisabeth, zugleich zog sie ihre reich mit Diamanten von unschätzbarem Werthe besetzte Uhr, welche ein Ei darstellte, hervor und blickte auf dieselbe.

„Heute", rief der Kaufmann, „was fällt Dir ein!"

„Es ist zu spät", sprach die Czaarin in einem Tone, der alle gleich betroffen machte, „ich sage es Euch." Zugleich erhob sie sich.

„Was bedeutet das?" murmelte der Gutsbesitzer.

„Das bedeutet, daß Ihr nicht die Czaarin gefangen nehmen werdet“, rief Elisabeth, „sondern in diesem Augenblick selbst in den Händen Eurer Gebieterin seid, die Ihr verrathet, die Ihr morden wollt, Ihr Elenden!“

Der Kammerlakai war zuerst aufgesprungen und hatte Elisabeth scharf in's Auge gefaßt, die anderen Verschworenen wechselten rasch und leise ein paar Worte und folgten dann seinem Beispiel.

„Ein Verräther!“ murmelte der verabschiedete Officier, „er darf die Schenke nicht lebendig verlassen.“

„Die Czaarin“, schrie der Kammerlakai auf und wich entsetzt zwei Schritte zurück.

„Die Czaarin! Wie?“ riefen die Andern durcheinander.

„Da — da“, rief der Kammerlakai, „stoßt sie nieder.“ Er drang auf Elisabeth ein, aber die entschlossene muthige Tochter Peter des Großen faßte ihn an der Brust und schlug ihn mit der Faust in das Genick, so daß er auf die Kniee vor ihr niederstürzte, während der alte Grenadier den Dolchstoß auffing, den der verabschiedete Officier von rückwärts gegen sie führte. Zugleich klirrten alle Scheiben und aus allen Thüren und Fenstern starrten Flintenläufe den Verschworenen entgegen.

Grenadiere, von dem General Soltikoff geführt, hatten die Schenke umstellt und drangen mit gefälltem Bajonnet herein.

„Habe ich Euch nicht gesagt, daß es zu spät ist", rief die Czaarin mit einer Würde, welche auf die Verschworenen geradezu niederschmetternd wirkte, „Ihr seid in meiner Hand!"

„Wir sind verloren", murmelte der Kaufmann. Mit einem Male lagen die Rebellen alle vor der kühnen schönen Frau auf den Knieen.

„Gnade!" flehte der verabschiedete Officier.

„Wie könnt Ihr Gnade erwarten, wo Ihr selbst keine üben wolltet?" entgegnete Elisabeth mit voller Majestät. „Wenn man Euch Unrecht gethan hat, der Weg zu mir steht Jedem offen. Ihr hättet zu mir kommen, Euch beklagen sollen und ich hätte untersucht und Abhilfe getroffen. Ihr aber habt es vorgezogen, Verräther und Hochverräther zu werden und ebenso wenig wie Ihr mich geschont hättet, wenn Euer schändliches Complott geglückt wäre, ebenso wenig erwartet von mir Milde oder Erbarmen. Fort mit ihnen."

Die gefangenen Verschwörer wurden gefesselt und dann in die Citadelle abgeführt, während die Czaarin das Pferd des Generals Soltikoff bestieg und an der

Spitze ihrer treuen Soldaten, von einer jubelnden Volksmenge begleitet, in den Palast zurückkehrte.

Der alte, treue Grenadier wurde von ihr noch in derselben Stunde zum Officier befördert und mit einer bedeutenden Summe beschenkt.

Fünftes Kapitel.

Gesang der Sphären.

Die Gräfin Suwalow hatte kaum ihr Lager verlassen und begonnen ihr Haar ordnen zu lassen, als die Czaarin unerwartet in ihr Toilettezimmer trat.

„Majestät, Sie setzen mich in Verzweiflung", rief die kleine muntere Hofdame, „ich bin weder angekleidet noch frisirt —"

„Nur keine Umstände, meine Liebe", sagte die Czaarin und ließ sich auf einem Tabouret nieder, „Ihr Vorwurf, wenn es einer sein soll, trifft mich allein. So früh macht man bei Damen Ihres Standes keine Besuche, außer man ist der beglückte Anbeter und genießt das Vorrecht, die Göttin im Negligée bewundern zu dürfen. Es ist wirklich noch sehr zeitig, aber es drängte mich heute ganz besonders Sie zu sehen. Sie sind ja die einzige Person, welche noch mein

volles Vertrauen genießt. Wissen Sie, welcher großen Gefahr wir alle gestern entronnen sind?"

„Ich habe keine Ahnung —"

„Wir waren alle verloren, wenn ich nicht selbst die Augen offen hätte, wo meine Minister mit meiner Polizei blind sind", erzählte die Kaiserin, „ich habe eine abscheuliche Verschwörung entdeckt und die Schuldigen selbst verhaftet."

„Wie war das möglich?"

Elisabeth schilderte ihrer Vertrauten den ganzen Vorfall, dann sagte sie: „Ich fühle das Bedürfniß Gott zu danken, daß er mich so auffallend beschützt und vor einem so großen Unglück bewahrt hat, und dies will und kann ich nicht in einer unserer Kirchen unter Tausenden von Neugierigen, die alle nicht die Andacht in das Haus Gottes führt, sondern die Absicht mich und meinen Hof zu sehen. Ich will einmal aus ganzer Seele beten, allein mit Ihnen, in Ihrer Kapelle. Haben Sie einen Priester?"

„Allerdings."

„Gut. Er soll uns also eine heilige Messe lesen, uns allein, hören Sie Gräfin."

Die Hofdame zog die Glocke, der Haushofmeister erschien und die Gebieterin ertheilte ihm leise die bezüglichen Befehle. Während sie nun rasch Toilette

machte, erklärte ihr die Monarchin, wie unzufrieden sie mit den Staatsmännern sei, denen sie bisher ihr Vertrauen geschenkt hatte. „Ich weiß jetzt, daß sie alle, Lestocq so gut wie Bestuseff und Cerkaski nur ihre selbstsüchtigen persönlichen Zwecke, nicht aber das Wohl des Reiches und meinen Vortheil im Auge haben", sagte sie zuletzt, „ich hätte sie alle auf der Stelle entlassen, wenn ich nur irgend Jemand wüßte, dem ich vertrauen könnte, aber ich habe Niemand, Niemand!" Sie blickte traurig zu Boden. „Dein Mann zum Beispiel", fuhr sie plötzlich auf, „auch er ist von England bestochen und hält deshalb jetzt zu Bestuseff, wie er vordem, als er seinen Jahrgehalt aus der Chatouille des Marquis de la Chetardie bezog, zu Lestocq hielt; überall wohin ich nur blicke, Eigennutz, Habgier, Verrath. Aber Sie sollen mich Alle kennen lernen, Alle sobald mir nur die Vorsehung den einen Menschen sendet, den Einzigen, den ich brauche. Eine treue, reine ehrliche Seele, einen Menschen, der mich liebt und dem sein Vaterland mehr werth ist als ein paar tausend Rubel. Ja, ich will Gott danken und ihn zugleich bitten, daß er mich aus den Händen dieser Judas'e befreie!"

„Ich bin zu Ihrer Verfügung, Majestät", sagte die Hofdame jetzt.

„Gehen wir also.“

Die beiden Frauen stiegen zusammen die Treppe hinab und traten in die Hauskapelle der Gräfin, in der sich außer ihnen Niemand befand als der Priester, welcher sie im prunkvollen Ornate der russischen Kirche erwartete. Nachdem Elisabeth in dem mit rothen Sammet ausgeschlagenen Betstuhl niedergekniet war und die Gräfin einige Schritte hinter ihr, begann die Messe nach orientalischem Ritus nur von Gesang begleitet.

Die Czaarin, welche ihr Antlitz in den Händen verborgen hatte, betete mit einer Inbrunst, deren nur eine starke leidenschaftliche Seele fähig ist, sie dankte Gott für die Gnade, welche er ihr erwiesen, als er sie auf den Thron geführt und eben jetzt wieder, als er sie aus den Händen zum Aeußersten entschlossener Verschworener errettet; dann begann sie ihn anzuflehen um Rettung, um Befreiung von all' den Creaturen, welche sie zum Unglück ihres Volkes umgaben, um Erlösung ihres eigenen Selbst durch eine reine große, opferbereite Menschenseele. Und wie sie betete und große Thränen ihre Augen füllten und ihre Wangen herabliefen, da begann auf dem Chore oben der Gesang, und mit einem Male war es ihr, als erhalte sie Antwort von dort. Eine herrliche Stimme erklang, leise erst und besänftigend, dann immer voller und

hinreißender, sie schien ihr schimmernde Flügel der Cherubine zu leihen und sie über alles Irdische in höhere, kaum geahnte Regionen zu erheben; der Ton dieser Stimme weckte in der Brust der Despotin mit einem Male alles Gute, was in derselben schlummerte, den Glauben an die Menschheit, die Hoffnung und die Liebe. Sie betete mit gesteigerter Andacht, bald fand sie jedoch keine Worte mehr, um zu Gott zu sprechen, sie blieb in stummer Seligkeit auf den Knieen liegen, und lauschte der neuen wunderbaren Offenbarung. Endlich wendete sie, in einer Art Verzückung, halb unbewußt das Haupt und blickte zum Chor empor, dorthin, woher die heißersehnte erlösende Stimme ihr Antwort zu geben schien.

Sie konnte jedoch Niemand entdecken. Jetzt verstummte der Gesang.

Die Messe war zu Ende. Rasch erhob sich die Czaarin und näherte sich der Gräfin, mit fieberhafter Hast den Arm derselben fassend.

„Das war die Stimme eines Engels", sprach sie, „Gesang der Sphären, wer war der Sänger?"

„Mein Sklave, Majestät", erwiderte die Gräfin, „Alexis Rasumowski."

So tief ergriffen Elisabeth von seinem Gesange war, so war sie doch anderseits zu wenig Schwärmerin,

um nicht den Wunsch zu hegen, den Engel näher kennen zu lernen, den ihr, wie sie in diesem Augenblick fest überzeugt war, Gott selbst gesandt hatte.

„Ich will ihn sehen“, sagte sie rasch.

Die Gräfin machte eine Bewegung gegen den Ausgang zu.

„Nein, Nein“, rief die Kaiserin, „nicht so. Ich sehne mich ihn kennen zu lernen und doch fehlt mir der Muth dazu ihm unter die Augen zu treten. Eine Ahnung sagt mir, daß diese Stimme nicht vergebens in dieser großen heiligen Stunde, gleich einem Lichtstrahl des Himmels, in meine Seele gefallen ist, es faßt mich etwas wie Angst vor dem Menschen, dessen sich Gott bedient hat, um auf meine arme Frage, meine demüthige Bitte Antwort zu geben. Ich will ihn sehen, ohne daß er mich sieht, verstehst Du.“

Die Kaiserin trat hinter das dichte Metallgitter, welche den Altar umgab, hier konnte sie Niemand erblicken, während sie selbst alles ungestört beobachten durfte.

Einige Augenblicke später stand Alexis Rasumowski vor der Gräfin.

„Du hast besonders schön gesungen heute“, sagte sie lächelnd.

„Ich muß es glauben“, erwiderte Rasumowski,

„als ich auf dem Chor stand unter den Sängern, da kam es mit einem Male über mich wie himmlische Begeisterung, als hätte ich eine große Aufgabe zu erfüllen und es war mir, als sei der Himmel offen und als begleiteten die Heerschaaren der Engel meinen Gesang."

„Seltsamer Mensch", murmelte die Gräfin, ihn mit tiefer Theilnahme betrachtend.

Rasumowski lächelte. „Nicht ich bin so seltsam", sagte er leise, „aber es kommen zu Zeiten Empfindungen über mich, die einem Wunder gleichen."

„Du kannst Recht haben", erwiderte seine Gebieterin. Sie schien einen Augenblick nachzusinnen, dann entließ sie ihn mit einer huldvollen Handbewegung, um auf der Stelle zur Kaiserin zu eilen.

„Ein Mann wie ich noch keinen gesehen habe", sagte Elisabeth wie verloren.

„Schön also?"

„Das ist das Geringste."

„Also habe ich doch Recht behalten."

„Ich glaube, er ist fähig, was wir alle nicht sind, fähig zu lieben", sagte die Czaarin.

„Gewiß."

„Und er liebt Dich?"

„Wer weiß das?"

„Ich könnte Dich beneiden um ihn", murmelte die Czaarin nach einer Pause.

„Er gehört Ihnen, sobald Sie es befehlen", rief die Gräfin.

Die Kaiserin sah ihre Favorite sprachlos an.

„Ich kann ihn verschenken, er ist ja mein Sklave —"

„Und Du wärst im Stande —?"

„Warum nicht."

Elisabeth blickte einen Augenblick vor sich hin, dann sagte sie: „Gehen wir. Ich muß an die Luft. Mir ist es, als müßte ich hier ersticken."

Eines Abends, als Rasumowski wie gewöhnlich in dem Boudoir seiner schönen Herrin erschien, um mit ihr zu singen und ihr vorzulesen, fand er einen jungen Mann von außerordentlicher Schönheit in vertraulichem tête-à-tête mit derselben. Er wollte zurück, aber es war zu spät, die Gräfin hatte ihn gesehen und hieß ihn näher treten.

Der schöne Fremde heftete ein paar Augen auf ihn, welche Rasumowski bis in das Innerste seiner Seele erbeben machten, alle Qualen der Eifersucht kamen mit einem Male über ihn, aber zugleich mit denselben ein Gefühl, das er sich nicht erklären konnte, er empfand etwas wie Haß gegen seinen Nebenbuhler, denn

dafür hielt er den jungen Mann, welcher sich mit vornehmer Nachläßigkeit in die Polster der Ottomane zurücklehnte; aber nicht Haß allein, er fühlte sich zugleich gegen seinen Willen zu seinem Gegner hingezogen, ja von dem Blicke desselben entwaffnet, gebändigt und unterworfen. Er wäre am liebsten gleich vor ihm in die Kniee gesunken, hätte ihn gebeten: Du bist so schön, ich habe deinesgleichen noch nie gesehen. Jedes Weib, das dein gebieterischer Blick trifft, gehört Dir, laß mir dieses eine, dieses Einzige, das mein ist, mein Alles, meine Welt. Beraube mich nicht so grausam, Du Reicher, mich, den Armen.

„Ich höre, Du singst so schön, Alexis Rasumowski", begann der Fremde mit einer Stimme voll süßen Wohllauts, „wo hast Du es gelernt?"

„Ich habe immer gesungen, so lange ich nur denke", sagte Rasumowski.

„Du gefällst mir", fuhr der schöne Jüngling fort und traf ihn von Neuem mit einem Blick, vor dem der Sklave der Gräfin Suwalow den seinen niederschlagen mußte.

„Singe uns eines Deiner kleinrussischen Lieder", befahl die Gräfin.

Rasumowski holte tief Athem, es lag wie ein Felsen auf seiner Brust und da sollte er singen, aber

er war ja nur ein Sklave, er durfte nicht fühlen wie andere Menschen, er mußte gehorchen und er sang. Er schien all' seine Liebe und Schmerz in sein Lied zu gießen, so wehmüthig klang es, so herzzerreißend. Die Gräfin starrte ihn sprachlos an, sie hatte ihn noch nie so singen gehört, während der Fremde sich abwendete, um die Thränen zu verbergen, welche seine Augen füllten. Als Rasumowski mit einem hohen schluchzenden Tone, welcher dem letzten verzweifelten Aufschrei einer kranken todtgeweihten Seele glich, schloß, sprang der schöne Jüngling auf, umschlang die Gräfin, preßte einen heißen Kuß auf ihre Lippen und stürzte aus dem Zimmer.

„Wer ist dieser Mann?" fragte Rasumowski jetzt erregt.

„Graf Besborodko, ein Vetter von mir", entgegnete die Gräfin kalt.

„Dein Anbeter", stieß der Sklave mühsam hervor.

„Warum nicht", spottete die Gräfin, „ist es nicht ein schöner, selten schöner Mann?"

„Du liebst ihn!"

„Vielleicht."

„O! ich weiß es, Du liebst ihn", schrie Rasumowski auf.

„Was soll das", fiel die Gräfin streng ein,

„willst Du mir gegenüber den Eifersüchtigen spielen? Vergißt Du, wer Du bist und wer ich bin — Sklave!"

„In der That — ich vergaß", murmelte Rasumowski bitter, und wie zum Hohne ließ er sich vor der Geliebten auf ein Knie nieder. Sie aber schien es so zu wünschen, denn sie nickte beifällig mit dem Kopfe und sprach: „So gefällst Du mir, Rasumowski, dies ist der Platz, der Dir gebührt, jeden anderen dankst Du nur meiner Gnade. Meine Laune hat Dich erhoben, sie kann Dich aber jeden Augenblick in die Niedrigkeit zurückstoßen, aus der sie Dich an mein Herz gezogen hat. Sei auf Deiner Huth und erzürne mich nicht."

Sechstes Kapitel.

Verschenkt.

Der Winter hatte Moskau in seinen diamantenen Schneeschleier gehüllt. In dem Kamin der Gräfin Suwalow brannte das erste Feuer, das kleine trauliche Gemach mit behaglicher Wärme füllend. Auf sammtenen Polstern einer Ottomane lag die reizende Gebieterin dieses vornehmen Raumes und zu ihren Füßen ihr schöner Sklave Rasumowski; sein Auge hing mit Begeisterung an dem ihren, denn sie war heute gnädig gegen ihn gewesen wie schon lange nicht. Sie hatte alle die höchsten Wonnen der Liebe mit lächelnder Miene an ihn verschwendet und unterhielt sich jetzt damit, die Verzückung, welche seine Antlitz gleichsam von Innen zu erleuchten schien, zu beobachten.

„Bist Du heute glücklich, Rasumowski?" sagte sie endlich.

Er nickte.

„Vollkommen?"

„Vollkommen."

„Was würdest Du dazu sagen, wenn dieses Glück, das in deinen Augen keiner Steigerung mehr fähig ist, das letzte wäre, welches wir zusammen genießen?" fragte die Gräfin lauernd.

„Das letzte, wie soll ich das verstehen?" murmelte Rasumowski, den ein jäher Schreck erfaßt hatte. „Liebst Du mich nicht mehr? O! ich ahne, Du gehörst nicht mehr mir, Du gehörst einem Anderen."

„Nein, Alexis, ich war Dir treu bis heute," erwiderte die Gräfin mit dem einfachen Ton der Wahrheit.

„Aber Du willst einen Anderen beglücken —" rief der Sklave, dessen Pulse pochten.

„Wen etwa?" fragte die Gräfin, welche die eigenthümliche Situation amusirte.

„Jenen schönen jungen Mann, den Grafen, Deinen Vetter."

„Ich denke nicht daran."

„Du liebst ihn nicht?"

„Nein."

„Du hast mich nicht an ihn verrathen?“ jubelte der schöne Sklave.

„Nein, Rasumowski,“ sagte die Gräfin mit einem bösen Lächeln, „aber ich habe Dich an ihn verschenkt.“

„Verschenkt!“ schrie Rasumowski entsetzt auf. Verschenkt!“ wiederholte er am ganzen Leibe bebend.

„Nun, was erstaunst Du,“ fuhr die Gräfin fort, „Du gefällst ihm, er wünscht Dich zu besitzen, und Du bist mein Eigenthum. Ich habe also das Recht, Dich ihm zu geben. Nicht?“

„Gewiß, ich bin Dein Sklave —“ murmelte Rasumowski vernichtet.

„Und jetzt wirst Du der seine,“ sagte die Gräfin, „deine Lage ändert sich also in keiner Weise, nur daß Du Dich ein wenig zusammen nehmen mußt, denn einen so guten Herrn wie ich es Dir war, wirst Du an ihm nicht haben. Bis jetzt hast Du Dich gleich einem freien Manne gefühlt, nun wirst Du erst wissen, was es heißt, einem andern Menschen unterthan sein, und noch dazu einem Manne, der Gehorsam und Unterwürfigkeit verlangen und nöthigenfalls erzwingen wird, verstehst Du?“

„O! ich verstehe, daß Du mich nie geliebt hast“, eufzte Rasumowski, „wenn Du im Stande bist mich zu verschenken gleich einem Thier.“

„Du irrst Dich, ich habe Dich geliebt", sagte die Gräfin, ein leichtes Gähnen unterdrückend, „aber jetzt bin ich Deiner müde."

„Und so verschenkst Du mich aus keinem anderen Antriebe, denn aus Grausamkeit."

„Nein Alexis, aus Langeweile."

Der Unglückliche preßte die Hände vor das Gesicht und begann zu weinen. Leise theilte sich zu gleicher Zeit der Vorhang und Schritte näherten sich der Ottomane, auf der die Gräfin Suwalow mit einem muthwilligen Lächeln um die Lippen und vor ihr auf der Erde ihr Sklave in Schmerz aufgelöst, lag. Eine kleine Hand berührte energisch die Schulter des letzteren, er richtete sich auf und sah den schönen jungen Mann, dessen Eigenthum er nun war, vor sich stehen.

„Weißt Du, daß Deine Herrin Dich mir geschenkt hat?" begann dieser mit hochmüthiger Herablassung, „daß Du nun mein Sklave bist?"

Rasumowski fand keine Antwort, er stand auf und trat zwei Schritte zurück.

„Er hat geweint," sagte sein neuer Herr mit einem seltsamen Blick auf die Gräfin, „die Trennung von Dir wird ihm also schwer."

„Es scheint", erwiderte die Gräfin und begann zu lachen.

„Nun es wird meine Sorge sein, ihn von diesen Gefühlen, die für einen Leibeigenen durchaus nicht passen, zu kuriren", sprach der Jüngling mit einer Festigkeit, welche Rasumowski nichts Gutes verhieß.

„Er hält sich für etwas Besseres", bemerkte die Gräfin, „weil er lesen und schreiben und singen kann. Ich zweifle, daß er sich so leicht fügen wird, mein Lieber, Du wirst alle Mühe haben ihn in Dein Joch zu gewöhnen."

„Er muß sich unterwerfen; ob er es auch will, darnach frage ich keinen Augenblick", entgegnete der schöne junge Mann, seinen Sklaven mit einem verächtlichen Blick messend, „es giebt Mittel, Widerspenstige zahm zu machen."

„Hörst Du Rasumowski," wendete sich die Gräfin spöttisch zu ihrem verschenkten Geliebten.

„Wie willst Du den Willen eines Menschen beugen?" fragte dieser, rasch auf seinen neuen Herrn zutretend. „Gott hat uns Alle gleich und frei erschaffen. Wenn ich mich Dir nicht fügen will, werden sich alle Deine Mittel machtlos erweisen, und ich werde niemals wollen, sondern Deine Drohungen und Deine ohnmächtige Wuth verlachen."

„Wir wollen sehen, Du Held," schnitt ihm sein Herr mit einem kalten grausamen Lächeln das Wort

ab, „ob du auch über mich lachen wirst, wenn ich zur Peitsche greife!“

Rasumowski begann vor Wuth und Schmerz am ganzen Leibe zu zittern und in Thränen ausbrechend, warf er sich der Geliebten zu Füßen und flehte: „Tödte mich lieber gleich auf der Stelle aber gieb mich nicht diesem Unmenschen preis!“

Die Gräfin antwortete mit einem hellen Lachen. Der schöne Despot klatschte zugleich in die Hände, vier Kosaken traten ein, ergriffen den widerspenstigen Sklaven, ehe er sich dessen versah, und banden ihm die Hände auf den Rücken. Noch einen letzten Blick voll Schmerz und Vorwurf warf er auf die grausame geliebte Frau, dann schleppten sie ihn fort. — —

In schweigender Ergebung ließ Rasumowski nun alles mit sich geschehen. Nachdem ihm die Augen mit einem Tuch verbunden worden waren, fühlte er, daß er in einen Schlitten gehoben wurde, er hörte die Peitsche knallen, die Pferde schnauben, die Kosaken, welche ihn bewachten, während der Fahrt leise zusammen sprechen. Es währte nicht zu lange und der Schlitten hielt. Er war offenbar am Ziele, ganz in der Gewalt seines Peinigers, den er noch so unklug herausgefordert und beleidigt hatte. Man führte ihn eine Treppe empor, einen Corridor entlang, dann ging eine Thüre auf, eine warme

duftige Temperatur zeigte ihm an, daß er sich jetzt in einem Zimmer befand.

Die Fesseln, welche seine Hände zusammenschnürten, wurden gelöst, die Binde fiel, die Kosaken ließen ihn allein.

Rasumowski sah sich in einem mit verschwenderischer Pracht eingerichteten und von vielen Kerzen erhellten kleinen Saal, der Boden war mit persischen Teppichen belegt, im Marmorkamin loderte ein helles Feuer. An der Wand hing das lebensgroße Bildniß eines schönen Weibes, das die Züge seines neuen Herrn trug, offenbar war es seine Schwester. Rasumowski trat näher, um es zu betrachten. Dasselbe Antlitz, welches ihm bei dem jungen Manne Haß und Eifersucht erregt hatte, fesselte ihn bei der Frau mit sanfter unwiderstehlicher Gewalt, er mußte sich gestehen, daß er noch nie ein Weib von dieser herrlichen majestätischen Art gesehen hatte. Durfte er hoffen, sie kennen zu lernen? Warum nicht? Aber am Ende war es die Mutter des schönen unbarmherzigen Tyrannen, der im Begriffe war, ihn lächelnd unter seine Füße zu treten, vielleicht deckte sie längst die kalte Steinplatte einer Gruft, oder schimmerte auf ihrem reichen Haar der Schnee des Alters? Während er so dachte, war sein Gebieter eingetreten und stand unerwartet neben ihm.

„Gefällt Dir das Bild?“ fragte er mit einem sonderbaren Lächeln.

„Eine wunderbare Frau“, entgegnete Rasumowski bescheiden.

„Könntest Du sie lieben?“

„Gewiß, ebenso sehr als ich Dich hasse“, sagte der Sklave mit einer Würde, um die ihn jeder Fürst beneiden konnte.

Sein Herr begann zu lachen. „Es steht Dir frei“, sagte er dann, „aber gehorchen wirst Du mir, das versichere ich Dich, trotz Deinem Haß; ich bin der Mann, Dich todt peitschen zu lassen bei dem geringsten Zeichen von Widerstand oder Widerspruch. Du kennst mich jetzt; willst Du Dich unterwerfen?“

„Ich werde es versuchen —,“ entgegnete Rasumowski ruhig.

„Du bist also bereits auf dem richtigen Wege“, rief der schöne junge Mann, indem er sich in einen Fauteuil setzte, der am Kamin stand. „Um so besser, Du kannst sogleich beginnen mich, wie es Deine Pflicht ist, zu bedienen. Vor allem will ich es mir bequem machen. Zieh an der Glockenschnur.“

Rasumowski gehorchte.

Ein Lakai erschien. „Meinen Schlafpelz und meine Pantoffeln und dann den Thee,“ befahl der Gebieter.

In wenig Minuten kehrte der Lakai damit zurück und übergab es, auf einen Wink seines Herrn, Rasumowski.

Der schöne Despot erhob sich und warf den grünen Sammetrock, den er trug, ab, dann schlüpfte er mit einer Grazie, welche etwas sinnlich Bezauberndes an sich hatte, in den Schlafpelz, den sein neuer Sklave bereit hielt. Als Rasumowski seinen Peiniger in dem langen weiten, an den Kaftan der Osmanen erinnernden Gewande von rothem Sammet mit schwellendem Hermelin gefüttert und verschwenderisch ausgeschlagen, vor sich stehen sah, wurde ihm ganz seltsam zu Muthe; der schöne Jüngling bekam durch die hellen Farben des zarten duftigen Pelzwerkes etwas weibliches, wollüstig weiches, das ihn verwirrte und ihm das Herz höher schlagen machte. Sein Gebieter schien dies zu fühlen und die Wirkung, die er auf seinen Sklaven machte, zu errathen, denn er lächelte ihn gleich einem eitlen koketten, an Huldigungen gewöhnten Weibe an, und betrachtete ihn noch eine Weile mit neugieriger Aufmerksamkeit, nachdem er sich wieder an dem Kamin niedergelassen hatte.

„Du findest mich schön", sagte er endlich.

Rasumowski blickte zu Boden und schwieg.

„Du bebst ja als wenn du vor einem schönen Weibe stündest", fuhr er lächelnd fort. „Es wird Dir

also leicht werden mir zu dienen." Mit übermüthiger Nachlässigkeit streckte er ihm hierauf den einen Fuß hin und Rasumowski von seinem Blick unterworfen, ließ sich auf ein Knie nieder, zog ihm die hohen Stiefeln aus und die rothsammtenen mit Hermelin verbrämten Pantoffeln an.

„So — ich bin mit Dir zufrieden", sagte sein Gebieter dann, „jetzt reiche mir den Thee."

Rasumowski wollte den Saal verlassen, aber schon trat der Lakai mit dem Theebrett herein, er eilte einen Tisch vor seinen Herrn zu stellen und bediente ihn dann mit dem Thee.

„Es war doch grausam von der Gräfin, Dich zu verschenken", begann der schöne Despot, „ich verbiete Dir hiermit sie noch ferner zu lieben."

„Das läßt sich nicht verbieten", erwiderte der Sklave stolz.

„Wir wollen sehen"' rief sein Herr beinahe zornig, „Du gehörst jetzt mir, folglich auch Deine Gefühle und Deine Gedanken. Ich befehle Dir also an eine andere Frau zu denken, allenfalls an die dort an der Wand sie gefällt Dir doch."

Rasumowski schwieg.

„Nun, ja oder nein?"

„Ja."

„Du sollst sie heute noch kennen lernen.“

Rasumowski sah den Jüngling erstaunt an.

„Ja, ja, heute noch“, fuhr dieser fort, „und Du darfst sie sogar lieben.“

„Mein Gott“, murmelte Rasumowski halb erschreckt.

„Wird Dir das vielleicht schwer werden?“

„Doch.“

„Ist dieses Weib nicht schön, nicht begehrenswerth?“

„O! gewiß und ich könnte es bis zum Wahnsinn lieben!“

„Also.“

„Aber kann man Gefühle so schnell aus seinem Herzen reißen und andere an die Stelle setzen?“

„Du mußt es können, sobald ich es will.“

„Das kann ich nicht.“

„Du liebst also die Gräfin?“

„Ja, ich liebe sie.“

„Und Du wirst sie immer lieben?“

„Ich fürchte.“

Der schöne Despot sprang auf, er war mit einem Male ganz verändert, sein Athem flog und seine Augen funkelten zornig. „Dann werde ich Dir diese Liebe herauspeitschen“, rief er, „hörst Du, Sklave?“

„Verlange nicht das Unmögliche“, bat Rasumowski.

Sein Peiniger schlug ein lautes höhnisches Lachen

85/186 fehlt

dort für die Qualen entschädigen, die Dich Dein grausamer Gebieter erleiden ließ. Steh auf."

Die schöne Frau ging zu dem Kamin und setzte sich jetzt auf denselben Fauteuil, auf dem vor wenig Minuten noch sein schöner Peiniger gesessen hatte.

„Du wirst mich aber nicht lieben können", sagte sie schalkhaft.

„Wäre es möglich Dich nicht zu lieben?" entgegnete Rasumowski mit aufrichtiger Begeisterung. „Wäre ich nicht schon Dein Sklave, ich möchte es freiwillig werden!"

„Wirklich?" sprach die schöne Frau, ihn mit offenbarem Vergnügen betrachtend, „wenn ich Dir aber die Freiheit schenke?" Sie übergab Rasumowski ein Document. Er entfaltete es, es war sein Freibrief.

„Nun, bist Du jetzt mit mir zufrieden?" fragte sie.

„Nein, jetzt am wenigsten", rief Rasumowski.

„Wie?"

„Ich will Dein Sklave bleiben." Er zerriß seinen Freibrief und warf ihn in die Flammen des Kamins. „Und so bin ich es wieder!

„Rasumowski!"

„Nenne mich Deinen Sklaven!" Er warf sich vor ihr nieder und sein Auge hing voll Entzücken an dem ihren.

„Ja denn, mein Sklave", sagte sie von einem seligen Lächeln noch um Vieles verschönert, und streckte ihre herrlichen Arme aus dem weichen schimmernden Pelze aus, um sie um seinen Nacken zu schlingen und ihn an ihre wogende Brust zu ziehen. Es war ein Augenblick, wie sie ihn Beide noch nicht genossen, ihre Herzen flammten in süßer Leidenschaft auf, die Sinne drohten ihnen zu schwinden, so groß war die Seligkeit, die sie gaben, die sie empfingen.

Keines fand ein Wort, die heilige Stille des Glückes herrschte zum ersten Male in dem prunkschimmernden Gemach, nur das Feuer sang eintönig fort im Kamine und der Schnee pochte von Zeit zu Zeit neckend an die Fenster.

Siebentes Kapitel.

Duett.

Tag auf Tag verrann den Glücklichen gleich wenigen seligen Stunden in süßem Geplauder und der unsterblichen Wonne einer Liebe, die ohne Grenzen ist, weil sie sich schrankenlos hingiebt und ungemessen empfängt. Die Liebenden blieben bei einander vom Morgen bis zum Abend, und vom Abend bis zum Morgen. Sie schienen unersättlich gegenseitig ihre Schönheit zu schauen, die Melodie ihrer Stimmen zu hören, zu küssen und eines an der Brust des Anderen zu ruhen.

„Jetzt weiß ich erst, was Liebe, was Glück ist," sagte das stolze schöne Weib zu dem theuren Manne, der sein Haupt in ihren Schooß gebettet hatte und sie mit seinen Blicken anlachte in trunkener Entzückung, „Du hast es mich gelehrt, indem Du mich liebst, mir

Dein ganzes Herz schenkst, ohne zu fragen, was ich damit anfange! Du wärst noch beglückt, so glaube ich, wenn ich es zu meinem Spielzeug machen, ja wenn ich darauf treten würde, und daß ich dies glauben darf, macht es mir unmöglich Dir noch etwas vorzuenthalten, was mein ist. Mein ganzes Selbst ist Dein, ganz Dein und für immer!"

Und Rasumowski küßte dankbar ihre schönen Hände und kniete dann vor ihr nieder, um mit gleicher Zärtlichkeit ihre Füße zu küssen. Er fragte nicht, wer sie sei, ja er kannte nicht einmal ihren Namen, er benahm sich wie einer jener griechischen Helden oder Schäfer, zu denen Göttinnen herabgestiegen waren, er fühlte sich in ihren Armen zu dem Himmel erhoben, dem sie zu entstammen schien, was bedurfte er noch?

„Willst Du nicht einmal mit mir zusammen singen?" begann die schöne Frau.

„Sobald Du es befiehlst", sagte er.

„Also jetzt gleich —"

„Ja."

Sie erhoben sich und nachdem die reizende Göttin sich an dem Clavier niedergelassen, sangen sie zusammen ein italienisches Duett; es war nun wunderbar zu hören, wie ihre herrlichen Stimmen ebenso harmonisch und innig zusammenklangen wie ihre Seelen. Sie

wiegten sich gleich einem Paar farbenschimmernder muthwilliger Falter, das sich von der lauen Luft schaukeln läßt, auf den sanften Wellen der zauberischen Melodie, bis eine gellende freche Menschenstimme sie aus ihrem holden Traume riß.

„Schöne Geschichten, Madame“, schrie der kleine mit überladener Pracht gekleidete Mann, der plötzlich vor ihnen stand und heftig gestikulirte, „ein vollkommenes Schäferspiel, wie ich sehe, uns und die Geschäfte vergißt man dabei so ganz, als wenn die Sonne von neuem stille stände, wie an dem Schlachttag Josua's. Zum Glück habe ich Ihren Schlupfwinkel entdeckt, Venus Anadiomene, und so wurde es mir möglich, gleich einem Raubthiere in ihre Solitude einzubrechen und ihren schönen Adonis von ihrer Seite zu nehmen.“

„Wie können Sie es wagen, gegen meinen Willen“, sagte die Dame, die kühn geschwungenen Brauen finster zusammenziehend.

„Was ich wage, wage ich stets für Sie“, unterbrach sie die schmetternde Stimme des unerschrockenen Störefriedes, „es ist Gefahr im Verzug; seit der letzten Verschwörung greift die Gährung in diesem vermaledeiten Moskau bedenklich um sich, es ist Zeit nach Petersburg zurückzukehren und vor Allem ein Exempel

zu statuiren. Sie müssen die Verschworenen hinrichten lassen —"

„Ich habe geschworen, kein Todesurtheil zu unterzeichnen", rief die schöne Frau.

„Auch nicht wenn es Ihre Sicherheit unbedingt verlangt?" entgegnete der kleine Mann. „Sie haben es den Unzufriedenen viel zu leicht gemacht mit Ihren humanen Ordonnanzen, dieses Volk muß wieder einmal Ernst, muß wieder einmal Blut fließen sehen."

„Sie glauben also in der That, daß ich die Verschworenen nicht schonen darf?"

„Alle Welt ist dagegen."

„Gut", sagte die schöne Frau, in deren Auge es mit einem Male unheimlich aufblitzte, „man soll sie also knuten und ihnen dann die Zungen ausreißen."

„Das ist nicht genug, sie müssen sterben."

Die Göttin stieß ein kurzes helles Lachen aus, bei dem Rasumowski von einem tiefen Schauer erfaßt wurde. „Ach! wie Ihr Männer schwerfällig seid. Wie viel Knutenhiebe kann ein Mensch aushalten?"

„Wenn er sehr kräftig ist, zweihundert", sagte der Mann mit der gellenden Stimme.

„Man gebe ihnen also dreihundert", entschied die Göttin.

„Ich verstehe", murmelte er.

„Sie kennen jetzt meinen Willen, gehen Sie", schloß die Dame.

Der kleine Mann neigte sich stumm vor ihr und ging.

„Wer bist Du?" fragte Rasumowski, als er wieder mit der Geliebten allein war, „daß Du über Tod und Leben zu entscheiden hast; mir graut vor Dir, wie vor einem entsetzlichen Geheimniß."

Die Göttin zog lächelnd einen Silberrubel hervor und reichte ihm denselben.

„Kennst Du dies Bild?"

„Es ist die Czaarin."

„Nun, entdeckst Du keine Aehnlichkeit?

„Mein Gott!" schrie der schöne Sklave beinahe erschreckt auf, „Du bist doch nicht —"

„Ich bin die Kaiserin Elisabeth."

In demselben Augenblicke stürzte Rasumowski vor ihr auf die Kniee.

„Nun? Liebst du mich jetzt nicht mehr?" fragte die Czaarin mit einem Lächeln, das ihm seinen Muth zurückgab. „Du bist jetzt dreifach verpflichtet mich zu lieben, als Anbeter die Geliebte, als Sklave die Gebieterin und als Unterthan Deine Kaiserin."

„Mein Gott, ist denn dies Alles wahr? Kann dies auch wahr sein? Du, meine Herrin, meine Kaiserin, die an Gottes Statt auf Erden ist und entscheidet über Tod

und Leben, Du läßt Dich herab, mich den letzten Deiner Knechte" — die Stimme stockte dem Armen.

„Dich zu lieben, ja Rasumowski", fiel Elisabeth ein, „und so befehle ich Dir, mich Deine Czaarin zu lieben, wie Du vorher, ehe Du meinen Namen, meine hohe Würde kanntest, das Weib in mir geliebt hast, denn ich kann Dich und Deine Treue, Deine Liebe ebenso wenig mehr entbehren wie die Luft, wie das Sonnenlicht. Wirst Du mich also lieben?"

„Ja, meine Kaiserin", schwor Rasumowski mit bebender Stimme.

„Treu?"

„Treu."

„Bis in den Tod?"

„Bis in den Tod."

Die Kaiserin sah mild zu ihm herab, ihre vor Kurzem noch so strengen Züge verklärte ein heiteres Lächeln und sich langsam zu ihm niederneigend, küßte sie ihren Sklaven, den letzten ihrer Unterthanen, mit sanfter Zärtlichkeit auf die Stirne. Er aber umfaßte ihre Kniee und senkte sein Antlitz thränenden Auges auf ihre Füße nieder, in stummer Ergebenheit wie vor seinem Herrn, seinem Gott.

Noch an demselben Tage erklärte die Monarchin Alexis Rasumowski, ihren Leibeigenen, den kleinruf-

sischen Bauernsohn, offen für ihren Günstling. Die unerwartete Wendung traf den Hof, die Minister, die Parteien wie ein Blitzstrahl. Vor Allen zitterte Lestocq für sein Ansehen und ließ daher vom ersten Augenblicke an Rasumowski seinen Haß fühlen, indem er ihn mit beispielloser Geringschätzung behandelte.

Als Lestocq in den nächsten Tagen bei der Kaiserin erschien, um die Ernennung des Prinzen von Holstein zu ihrem Erben, welche im Interesse der preußisch-französischen Partei lag, zu betreiben, warf er seinen kostbaren Pelz auf einen Stuhl, um bequemer mit der Monarchin plaudern zu können. Nachdem er die noch immer unter seinem Einflusse stehende schwache Frau dahin gebracht hatte, den Tag der feierlichen Proclamirung des Großfürsten festzusetzen und im Begriffe stand sie zu verlassen, erschien Rasumowski und blieb mit jener Anspruchslosigkeit, welche ihm so gut ließ, an der Thüre stehen.

„Komm her!" rief Lestocq, „hilf mir in meinen Pelz, Bursche."

Rasumowski blickte auf die Czaarin, er war bis in die Lippen bleich geworden über die Anmaßung des Leibarztes, aber wenn sie, die er anbetete wie eine Gottheit, es ihm befohlen hätte, würde er auch dem Verhaßtesten Sklavendienste geleistet haben.

„Du hast Niemand zu gehorchen als mir“, sagte Elisabeth und so mußte Lestocq beschämt davon gehen.

Der Krieg zwischen ihm und dem neuen Günstling war fortan erklärt. Da der Nachfolger des Marquis de la Chetardie, der neue französische Botschafter d'Aillon, nicht den geringsten Einfluß auf die Kaiserin zu erlangen im Stande war, neigte sich durch die Parteinahme Rasumowski's gegen Lestocq die Schale des Erfolges immer mehr der österreichischen Partei zu, umsomehr, als nach dem, am 15. November 1742 erfolgten Tode des Großkanzlers Cerkaski, Bestuseff in dessen Amt trat. Dieser, welcher viele Jahre im Auslande zugebracht und sich dort eine nicht geringe staatsmännische Bildung angeeignet hatte, war jetzt der eigentliche Führer der altrussischen Partei und stellte den beschränkten und unfähigen Generalprocurator Trubetzkoi immer tiefer in Schatten. Nur in Bezug auf die Thronfolge scheiterten alle Gegenbemühungen dieser Partei an dem Eigensinn Elisabeths.

Der Herzog Peter von Holstein hatte gleich bei seinem ersten Auftreten in Petersburg die Sympathieen der Nation verwirkt. Er war nicht ohne Anlagen, aber roh und unwissend, gleich den meisten deutschen Prinzen jener Zeit. Vergebens gab man ihm in dem Professor Stählin einen trefflichen Lehrer, er hatte nur

den Sinn für Soldatenspielerei, den er von seinem Vater geerbt. Sein Umgang bestand in holsteinischen Officieren, welche, da sie meist Junker in preußischen Diensten gewesen waren, ihm jene krankhafte Vorliebe für Alles, was preußisch war, einflößten, die ihm später so verderblich werden, ihn um Thron und Leben bringen sollte. Alles Russische widerte ihn an und er zeigte eine ebenso unkluge, als unbegründete Geringschätzung gegen die Sitten und die Kirche seines neuen Vaterlandes. Nicht einmal die Sprache desselben suchte er zu erlernen. Zu seinem Religionslehrer hatte man den späteren Erzbischof von Plaskow, den Mönch Theodorski gewählt, welcher vier Jahre in Halle studirt hatte und zu den geistvollsten Theologen seiner Zeit gehörte. Als dieser ihn soweit mit den Satzungen der griechischen Kirche vertraut gemacht hatte, erfolgte in der Schloßkapelle des Kreml sein feierlicher Uebertritt und an demselben Tage noch verkündete die Kaiserin Elisabeth die Ernennung ihres Neffen Peter Feodorowitsch zum Großfürsten und Thronfolger des russischen Reiches.

Am Jahrestage ihrer Thronbesteigung, den 6. December 1742, verlieh die Czaarin den Soldaten der Leibcompagnie die ihnen versprochenen Häuser und Bauern und speiste dann inmitten derselben in dem großen Saale des Kreml. An zwei langen, an

der Seite stehenden Tafeln saßen die Preobrasenskischen Garden, dreihundertundsechzig Mann stark, an einem Tische, in der Mitte die Kaiserin mit den Officieren und Unterofficieren.

Am 13. December wurde den Verschworenen, welche Elisabeth selbst so kühn gefangen genommen hatte, das Urtheil verlesen und sofort vollstreckt. Der entlassene Lieutenant, das Haupt der Conspiration und der bankerotte junge Kaufmann, so wie zwei andere starben unter der Knute. Der Kammerlakai und die beiden Gardeofficiere wurden auf dem Platze hinter dem Kreml gepeitscht, und dann dem ersteren die Zunge abgeschnitten, der letzteren die Nase aufgerissen. Nach überstandener Strafe wurden sie nach Sibirien abgeführt.

Elisabeth sah aus einem Fenster des Kreml der Execution zu. In dem Augenblicke, wo das jammervolle Geschrei der Gepeinigten verstummt war, sah sie plötzlich Rasumowski an ihrer Seite. Er war bis in die Lippen bleich geworden und sein Auge ruhte mit einem seltsam fieberhaften Ausdruck auf der geliebten Monarchin.

„Was ist Dir?" fragte diese rasch, „Du bist ja ganz entstellt."

„Es war zu entsetzlich, was ich eben gesehen und gehört habe", sprach der Günstling. „Mir graut bei

dem Gedanken, daß Du es warst, die diese Menschen so grausam quälen und tödten ließ und daß Du Dich noch an ihrer Pein belustigt hast."

„Warum nicht", erwiderte die Czaarin, „Verräther verdienen kein Mitleid. Und es ist die höchste Gunst des Himmels, die uns Monarchen das Recht und die Gewalt giebt, zu belohnen und zu strafen. Vergiß das niemals mein Geliebter! Wehe Dir, wenn Du mir die Treue brichst, ich würde Dir bei kaltem Blute die Zunge ausreißen lassen, welche einem anderen Weibe von Liebe gesprochen. Du kennst mich noch nicht. Ich will Alleinherrscherin sein in Allem, und so bleibt mir nur übrig, ebenso in der Liebe Despotin zu sein, wie auf dem Throne. Aber laß Dich von dem, was Du gesehen, nicht so niederdrücken, Rasumowski. Ein Mann, von dessen Treue ich so überzeugt bin, wie von der Deinen hat bei mir nichts zu fürchten. Als ich diese Verschwörung entdeckt hatte, da sah ich erst, wie unverläßlich und verrätherisch alle meine Diener, meine Freunde sind, da betete ich in demüthiger Inbrunst zu meinem Schöpfer und schrie in tiefer Seelenangst zu ihm um eine Menschenseele, die mich liebt, der ich vertrauen, der ich glauben darf, ich habe sie gefunden, in Dir mein Freund, und deshalb mußt Du mir furchtlos gegenüber treten, denn ich verlange nicht allein Liebe und Treue von

Dir, sondern auch Wahrheit, volle ungeschminkte Wahrheit in Allem, hörst Du, Wahrheit!“

„Du sollst sie jederzeit bei mir finden“, entgegnete Rasumowski mit edler Würde, „denn ich kann nicht lügen.“

Achtes Kapitel.

Pultawa.

Ein Theil der unheilvollen Erbschaft, welche Elibeth von ihren Vorgängern in der Regierung übernommen hatte, war der Krieg mit Schweden, welcher unter der Regentschaft der Herzogin von Braunschweig entbrannt war. Seit dem Frieden von Nystädt schien kein Zeitpunkt so günstig für den nordischen Rivalen Rußlands, das an Peter den Großen Verlorene zurück zu erobern, als jener, wo Friedrich II. in Schlesien eingefallen war und es in seinem wie in dem Interesse Frankreichs lag, Rußland durch einen Kampf mit Schweden an der Parteinahme für Maria Theresia abzuhalten. Der Krieg begann unter der Losung: Frankreichs Freundschaft, Polens Heil, Rußlands Erniedrigung. So sicher war man in Stockholm des

Erfolges, daß man sich nur im schlimmsten Falle mit Petersburg, Kronstadt, Schlüsselburg und dem Verbote für Rußland, in der Zukunft eine Flotte zu halten, begnügen wollte, und wie ganz anders endete dieses Ringen der beiden Mächte. Die Russen erfochten bei Willmanstrand einen glänzenden Sieg und schlossen dann die schwedische Armee bei Helsingfors ein, wo dieselbe zuletzt die Waffen strecken mußte. Elisabeth dictirte die Bedingungen des Friedens von Abo, nach welchem Rußland eine Reihe von Festungen und im Ganzen einhundertundneun Quadratmeilen Land erhielt. Zum zweiten Male lag der einst so gefährliche Gegner vollständig niedergeworfen zu den Füßen Rußlands. Die Freude über den Sieg war eine allgemeine und nachhaltige, sie weckte die großen Erinnerungen an Czaar Peter, den Bezwinger Karl XII., an Pultawa.

Um jene Zeit kehrte ein Mann nach Rußland zurück, welchen die Neuzeit mit vollem Recht den „russischen Lessing" getauft hat, der Schöpfer der neueren russischen Schriftsprache, der Vater der modernen russischen Literatur, Michael Wasiljewitsch Lomonossoff.

Im Jahre 1711 in dem Dorfe Dennisowskaja im Gouvernement Archangel geboren, der Sohn eines Kronbauern, half er im Sommer seinem Vater beim Fischfang, während er in den langen Win-

tertagen von einem alten Diak (Kirchensänger) lesen lernte.

Das Lesen der Bibel und der Gesang der Psalmen in der Kirche weckten in ihm den dichterischen Geist. Er hörte einmal daß in Moskau eine Unterrichtsanstalt sei, in welcher man griechisch und lateinisch, deutsch und französisch lehre. Dies fiel wie ein zündender Funke in seine nach Erkenntniß und Wissenschaft dürstende Seele. Er verließ heimlich sein Vaterhaus ging nach Moskau und forderte dort in seiner naiven aber genialen Weise Unterricht. Man schickte ihn nach Kiew, und nachdem er dort die nöthige Vorbildung gewonnen, nach Petersburg in die Akademie der schönen Wissenschaften. Im Jahre 1736 ging er nach Deutschland, studirte in Marburg Mathematik, in Freiberg den Bergbau und die deutschen Dichter. Auf der Reise durch Braunschweig fiel er in die Hände preußischer Werber und wurde gleich so vielen Anderen gezwungen, den preußischen Grenadierrock und die Muskete zu tragen, aber es gelang ihm bald zu desertiren und im Jahre 1741 kehrte er über Holland zu Schiffe in seine Heimat zurück, wo er zuerst in Petersburg vollkommen unbeachtet blieb.

Jetzt ergriff auch ihn die Begeisterung und er dichtete seine berühmte Ode auf den Sieg von Pultawa.

Alexis Rasumowski war indeß zum Oberjägermeister ernannt und auch sein Bruder Kirill an den Hof gezogen worden. An diesen Mächtigen, der gleich ihm ein Bauernsohn war, und für einen ebenso treuen Sohn seines Volkes wie bevorzugten Liebling der Czaarin galt, wendete sich jetzt Lomonossoff und fand bei dem ehemaligen Leibeigenen, was er vielleicht bei keinem Manne der damaligen feinen und gebildeten Gesellschaft Rußlands gefunden hätte: ein Herz, das warm und edel fühlte und den lebhaftesten Sinn für Poesie.

Rasumowski schloß den Dichter, nachdem dieser ihm sein Poem vorgelesen hatte, begeistert in seine Arme und führte ihn auf der Stelle zur Kaiserin.

Elisabeth war eben mit der Anordnung einer neuen Balltoilette beschäftigt und schien über die Zumuthung Rasumowski's, sich in diesem wichtigsten aller Geschäfte durch eine Ode stören zu lassen, zuerst nicht sonderlich erbaut, aber schon war der Einfluß des treuen redlichen Mannes auf die sinnliche launenhafte Frau so groß, daß sie sich endlich bereit erklärte Lomonossoff anzuhören und nicht ohne Spannung in einem Fauteuil Platz nahm, während der Dichter bescheiden vor ihr stand.

Auf einen freundlichen Wink Rasumowski's begann

er die Ode Pultawa mit markiger Stimme und edler patriotischer Begeisterung vorzutragen.

Die herrlichen Verse flossen wie Musik von seinen Lippen, und wie Musik klang zugleich zum ersten Male die russische Sprache, die verachtete Redeweise der Bauern und des Pöbels in das Ohr der Monarchin. Elisabeth hing mit steigender Theilnahme an dem Gesichte des begabten Mannes, während ihr Günstling mit edlem Frohlocken die tiefe Wirkung beobachtete, welche die russische Dichtung auf sie übte.

Als Lomonossoff zu Ende war, entstand eine kleine Pause; alle Anwesenden waren viel zu tief bewegt, als daß sie gleich Worte gefunden hätten. Rasumowski gewann zuerst seine Ruhe wieder. „Nun Majestät, was sagen Sie zu diesem Poem, ist es nicht herrlich, nicht eines Lorbeers werth?“

„Gewiß, so weit ich urtheilen kann“, erwiderte die Czaarin, und ich gestehe, daß es mir viel besser gefällt, als die gespreizten französischen Gedichte. Ich glaube, wir stehen an dem Anfange einer russischen Dichtung, einer heimatlichen Literatur; Gott gebe, daß wir uns nicht täuschen. Du hast mir einen großen, einen heiligen Augenblick bereitet, Lomonossoff. Ich kann Dir dies nicht lohnen, Gott allein; aber was in meiner Macht steht, werde ich thun, um Dir und den Musen

ein sicheres und freundliches Asyl in Petersburg zu schaffen."

Zugleich streckte sie dem Dichter ihre Hand hin, welche dieser, auf ein Knie niedergesunken, ehrerbietig uud dankbar küßte.

Als Lomonossoff gegangen war, wendete sich Elisabeth zu Rasumowski und sagte lächelnd: „Dein Schützling hat Dir Ehre gemacht, mein Freund."

„Nicht mir allein, er wird bald Dir und seinem Vaterlande Ehre machen, so Gott will, nnd keine geringe", sagte der Günstling.

„Ich würde gern mehr für die Künste, für die Wissenschaften thun", sprach die Czaarin, „wenn es nur nicht so sehr an dem nöthigen Gelde fehlte."

„Zu einem so heiligen Zwecke darf es nie an Geld fehlen", entgegnete Rasumowski lebhaft, „nicht Bellona und Mars, sondern Apollo und die Musen machen ein Volk groß, und nur jener Herrscher wird sich ein unsterbliches Angedenken sichern, welcher seinem Reiche nützliche Kenntnisse und Werke der Kunst giebt, an denen sich Gegenwart und Nachwelt erbauen können. Du bist vom Schicksal begünstigt wie kaum je ein Regent war. Noch liegt alles geistige Leben bei uns brach, gieb uns nach glänzenden Siegen und Eroberungen Wissenschaften und Künste, gieb uns eine russische Li=

teratur, und die spätesten Geschlechter werden Dich noch segnen. Große Geister sind in Deutschland aufgestanden. Wer beschützt sie? Der größte unter den deutschen Fürsten huldigt dem Geiste und den Werken der Franzosen. Beweise, daß Du Deine Zeit besser begreifst als ein Friedrich, beweise, daß Du Dein Volk und seine reiche herrliche Sprache liebst, und die Poesie wird an Deinem Thron stehen neben der Gerechtigkeit und das Schwert derselben mit Lorbeer umschlingen und mit Palmenzweigen."

Elisabeth erhob sich, ohne Rasumowski zu antworten, und schrieb ein Decret, durch das sie Lomonossoff zum Director des mineralogischen Cabinets in Petersburg und zum Mitglied der Akademie ernannte; zugleich befahl sie, seine Ode Pultawa auf ihre Kosten drucken zu lassen und im ganzen russischen Reiche zu verbreiten.

„Bist Du nun mit mir zufrieden?" fragte sie ihren Günstling, als sie ihm das Document übergab.

„Noch lange nicht", erwiderte dieser lächelnd.

„Nun, laß mich hören, was Du wieder an mir zu tadeln hast, Du ehrliches Sprachrohr des Volkes."

„Du beklagst Dich darüber, daß es Dir an Geld fehlt, um die Künste und Wissenschaften, die festesten Stützen eines Reiches, zu beschützen", sprach Rasu-

mowski, „aber an den nöthigen Summen für Deine Toilette und den übertriebenen Aufwand am Hofe hat es Dir noch nie gefehlt.“

„Darin hast Du Recht,“ fiel Elisabeth lächelnd ein, „aber dies läßt sich eben nicht ändern.“

„Bei etwas gutem Willen allerdings,“ fuhr Rasumowski fort. „Um nur eins zu erwähnen, wozu jedes Jahr diesen kostspieligen Umzug des ganzen Hofes von Petersburg nach Moskau und wieder zurück, zu dem man allein neunzehntausend Pferde benöthigt, welche von allen Orten, ja von Kasan her zusammengetrieben werden müssen. Die Kosten dieses Umzugs sind mit siebenhundertundfünfzigtausend Rubel berechnet und dazu kommen noch zweihunderttausend Rubel Progom (Fuhrlohn) aus Deiner Privatcasse. Im Ganzen sind es mit den sämmtlichen Regierungscollegien achtzigtausend Personen, welche jedes Jahr ganz überflüssiger Weise zwischen den beiden Residenzen hin und herziehen.“

„Diese Mißbräuche sollen abgestellt werden“, sagte Elisabeth, von der Wucht der Zahlen erdrückt, „ich überlasse es Dir, mir in dieser Richtung einen Entwurf zu unterbreiten. Was hast Du noch auf dem Herzen?“

„Deine Räthe haben Dich bestimmt einen Ukas zu unterzeichnen, welcher den Juden befiehlt bei

Todesstrafe das Land zu räumen", fuhr Rasumowski fort, „und mehr als dreißigtausend Deiner intelligentesten, betriebsamsten und reichsten Unterthanen haben in Folge dieses unmenschlichen Befehls Rußland verlassen; ihre Verwünschungen werden Dich und Dein Reich in den Augen von ganz Europa brandmarken."

„Du wählst starke Ausdrücke, Rasumowski!"

„Ich kann nicht anders."

„Dies ist geschehen und läßt sich nicht rückgängig machen, ohne die Würde des Staates preiszugeben", sagte die Czaarin, „aber ich verspreche Dir, in Zukunft stets Dich erst anzuhören, ehe ich Beschlüsse von Wichtigkeit fasse."

„Und nun das Wichtigste, denn es betrifft das Heil und den Ruhm Rußlands", fuhr Rasumowski fort. „Laß Dich nicht durch das Vergnügen abhalten, Dich um den Staat zu kümmern, Du giebst mit den Regierungsgeschäften unsere ganze Zukunft feilen und eigennützigen Creaturen preis."

„Wem etwa?" unterbrach Elisabeth ihren Günstling, aber der Blitz ihrer schönen Augen, mit dem sie ihre Worte begleitete, war nicht im Stande, den unerschrockenen Mann zum Schweigen zu bringen.

„Lestocq vor Allen —"

„Ich liebe ihn —"

„Du sollst Niemand lieben, als Dein Volk.“

„Auch Dich nicht?“

„Auch mich erst nach dem Vaterlande.“

„Was ist also mit Lestocq?“

„Er ist von Frankreich bezahlt“, erklärte Rasumowski, „von demselben Frankreich, das uns die Schweden auf den Hals gehetzt hat, um uns in dem großen europäischen Kampfe lahm zu legen. Nun ist der Krieg glücklich beendet, Schweden für lange Zeit niedergeworfen, und also der Augenblick gekommen, wo wir unser Schwert in die Wagschale werfen müssen. Dies fordert die politische Klugheit und die Ehre Rußlands.“

Davon verstehe ich wenig,“ sagte die Czaarin ausweichend.

„Jedenfalls mehr, als der Quacksalber, der überdies alles, was russisch ist, haßt,“ gab Rasumowski zur Antwort.

„Ja, da muß ich Dir beistimmen“, rief Elisabeth lachend „wenn Lestocq alle meine Russen auf einmal mit einem Löffel Gift umbringen könnte, er thäte es mit Vergnügen.“

„Und einen solchen Mann läßt Du in die Staatsgeschäfte eingreifen?“

„Ich bin ihm Dank schuldig.“

„Ist er nicht belohnt genug? Beschenke ihn so reich Du willst, aber opfere ihm nicht den Staat, nicht Deinen eigenen Vortheil."

Elisabeth trat, die Arme auf der Brust verschränkt, an das Fenster und versank in Nachdenken. „Es muß etwas geschehen", sagte sie endlich „das sehe ich ein Ich will mit Bestuseff reden. Bist Du nun zufrieden?"

„Ja", erwiderte Rasumowski vor Freude strahlend, „ich danke Dir im Namen Aller, die es mit dem Vaterlande gut meinen."

„Im Gegentheil, ich muß Dir dankbar sein", sprach Elisabeth, ihn herzlich bei beiden Händen fassend, „Du treuer guter Mann! Du bist mein Gewissen, mein guter Engel!"

Zwei Stunden später nachdem die Kaiserin ihrem Günstling versprochen hatte, sich mehr als bisher mit der äußeren Politik zu befassen und in den österreichisch-preußischen Streit einzugreifen, wußte Lestocq bereits davon und kam in höchster Aufregung zu dem französischen Gesandten d'Aillon. „Diese Schweden haben uns eine tüchtige Suppe eingebrockt", rief er, „die Kaiserin denkt ernstlich daran, Maria Theresia Hilfstruppen zu senden. Es ist noch Alles geheim, aber in Kurzem werden wir mehr erfahren; dies Alles ist das Werk dieses elenden Sklaven!"

„Ihre Aufgabe ist es, die Czaarin umzustimmen", erwiderte der französische Diplomat, „reicht Ihr Einfluß nicht mehr so weit, Herr Lestocq" —

„Bitte, Graf Lestocq —"

„Also Herr Graf Lestocq", fuhr der Gesandte lächelnd fort, „so wird Frankreich den Jahresgehalt, den es Ihnen zahlt, einziehen. Sie selbst werden einsehen — —"

„Ich sehe nur ein, daß ich gerade jetzt mehr Geld brauche als je", schrie Lestocq aufgebracht, „und daß es ehrlos von Ihnen wäre, zu geizen, wenn es den Vortheil unseres theueren Frankreichs gilt. Ich muß sofort zehntausend Dukaten haben."

„Zu welchem Zweck?"

„Dieser Rasumowski muß gestürzt werden", sagte Lestocq, „dies kann jedoch nur durch einen neuen oder noch besser durch einen älteren Günstling geschehen. Wir müssen Subin auftreiben."

„Das hätte etwas für sich."

„Die Czaarin hat ihn sehr geliebt," fuhr Lestocq fort, „wenn er unerwartet erscheint, kann, ja muß ein unerwarteter Umschlag erfolgen, sie müßte kein Weib sein. Aber dazu brauche ich Geld."

„Volle zehntausend Dukaten?"

„Ja Monsieur — zehntausend Dukaten."

„Gut. Sie sollen sie haben, Lestocq, aber es werden die letzten sein, wenn Sie Ihre Versprechungen nicht erfüllen.“

„Ich dringe bis zum Nordpol, um diesen Subin aus dem ewigen Eise auszugraben,“ rief Lestocq, „und dann stürze ich Rasumowski und fessle Rußland von Neuem an Frankreich, so wahr ich Lestocq heiße, Graf Lestocq.“

Neuntes Kapitel.

Auferstanden.

Die Czaarin fühlte sich wieder einmal unwohl in Folge der Freuden der Tafel, denen sie zu übermäßig zugesprochen, und Lestocq, der in solchen Stunden der Schwäche stets der „liebe gute Lestocq" hieß, führte in ihrem Schlafgemach das große Wort.

„Es fehlt Majestät vorzüglich an Zerstreuung", rief er mit seiner gellenden Stimme. „Eine Frau wie Sie, mit Schönheit und Gesundheit von der Natur bis zum Uebermaße beschenkt, bedarf jener heftigen Wallungen des Blutes, welche anderen verderblich werden. Ohne Liebe, ohne Leidenschaft leben Sie nur halb."

„Liebe ich denn nicht Lestocq?" sagte die Monarchin, „ich sehe mich im Gegentheil zum ersten Male von

einem Gefühl beherrscht, gegen das mir alle meine früheren Neigungen nur als ein leichtfertiges Spiel erscheinen."

„Aber Sie können dieses Spiel nicht entbehren", entgegnete Lestocq, der keine Gelegenheit versäumte, direct oder indirect gegen Rasumowski zu wirken, „dieser schlichte ehrliche Bauernsohn fängt an Sie zu langweilen."

„Ach würden Sie nur sehen wie er mich liebt", murmelte die schöne Despotin mit vor Glück strahlenden Augen.

„Das ist seine Pflicht", unterbrach sie der Leibarzt, „und wer liebt Sie nicht? Wer würde sich nicht glücklich schätzen, das schönste Weib in Europa, ja vielleicht in der Welt, zu besitzen?"

„Sie schmeicheln —"

„Ich schmeichle nicht", fuhr Lestocq fort, „Rasumowski liebt Sie in seiner Art und Sie erwidern diese schöne aber mit der Zeit ermüdende Empfindung. Gut. Aber Sie müssen neben ihm noch irgend eine Leidenschaft, ein Verhältniß haben, das Sie amüsirt."

„Glauben Sie?"

„Ich verschreibe Ihnen als Arzt einen neuen Liebhaber, verstehen Sie, Madame, und die Anordnungen eines Arztes müssen pünktlich befolgt werden."

„Aber ich würde Rasumowski kränken", wendete

Elisabeth rasch ein, „wenn ich Ihnen folge, vielleicht seine treue Liebe einbüßen."

Lestocq antwortete mit einem frivolen Gelächter.

„Wie naiv und unschuldig uns doch die Liebe macht", spottete er. „Sollten Sie wirklich vergessen haben, Majestät, daß nichts so schnell unsere feurigsten Gefühle erstickt als Gegenliebe, während Kälte, Grausamkeit ein ewiger Sporn für dieselben sind. Ist je noch eine uns vollkommen ergebene Frau so angebetet worden, wie eine treulose? Je mehr Sie diesen braven Alexis lieben, Madame, um so weniger dürfen Sie es ihn merken lassen, er würde sonst bald übermüthig werden, ja vielleicht sogar untreu wie Suwalow. Um sich seiner Treue für immer zu versichern, giebt es gewiß kein besseres Mittel als ihn fühlen zu lassen, daß Sie ihn entbehren können, ihm zu zeigen, daß Ihre Gunst nicht ihm allein zu Theil wird. Wenn er sich täglich durch einen neuen Nebenbuhler in Gefahr sieht, wird er bleiben, was Sie so sehr wünschen, ein glühender Anbeter und ein demüthiger Sklave."

„Was für Grundsätze predigen Sie mir, Lestocq."

„Gesunde Grundsätze, Majestät."

„Wie soll ich aber einen neuen Anbeter im Nu aus der Erde zaubern?" rief Elisabeth, welche halb bekehrt schien.

„Für eine Kaiserin von Rußland, die mächtigste Frau der Erde, ist nichts unmöglich", sagte der Leibarzt, „wenn sie treue Diener hat, so wie den vielgeschmähten Lestocq, die auch stummen Winken zu gehorchen verstehen."

„Wie das?"

„Was würden Sie dazu sagen, Majestät, wenn auf Ihren Befehl in der That ein Anbeter aus der Erde hervorkäme, wenn das Grab Ihnen einen Todten zurückgeben würde?"

„Von wem sprechen Sie, Lestocq?"

„Von wem sonst als von Subin."

„Subin — er lebt — wo ist er?" rief Elisabeth in einer Aufregung, deren Freudigkeit den intriguanten kleinen Franzosen zu den kühnsten Hoffnungen berechtigte.

„Subin lebt, und noch viel mehr", erwiderte er stolz, „er ist bereits auf dem Wege nach Ihrem Hoflager."

„Und Sie, Lestocq, haben das zu Stande gebracht?" sagte die Czaarin, während sie von ihrem Ruhebett aufsprang und vergnügt in die Hände klatschte.

„Ich und ich allein", versicherte der Leibarzt triumphirend. „Ein Seufzer, der Ihre schöne Brust hebt, ist eben für mich mehr, als für Ihre anderen

Diener ein ausdrücklicher schriftlicher Befehl. Von der Stunde an, wo ich wußte, daß Sie Subin ungern entbehren, war es meine unabläßige Sorge denselben zu entdecken. Endlich gelang es mir, herauszubringen, daß der Feldmarschall Münnich die Ordre zu seiner Abführung ausgestellt hatte. Ich sendete nun an den letzteren nach Sibirien einen eigenen Curier ab, um ihn zu befragen, und so wurde endlich der Ort seines Exils bekannt. Subin befand sich fünfzehntausend Werst von uns entfernt in dem äußersten Kamschatka."

„Ach! der Arme!" seufzte Elisabeth auf, und Thränen füllten ihre schönen Augen. „Ich bin Ihnen sehr verpflichtet Lestocq, sehr verpflichtet."

„Ich hoffe, daß Majestät neuerdings von meinem Eifer und meiner Treue überzeugt sind", erwiderte der Leibarzt, „und gewissen Einflüsterungen gegen mich in Zukunft kein Gehör mehr schenken werden."

„O! gewiß nicht, mein lieber guter Lestocq", rief die Czaarin, seine beiden Hände ergreifend, „ich bin so froh, so glücklich, und das Alles ist Ihr Werk." — —

Kurze Zeit nach dieser Scene traf Subin, der Gardesergeant und ehemalige Günstling der Prinzessin Elisabeth, ein und wurde von der Kaiserin mit einer Herzlichkeit empfangen, welche einen neuen Umschwung der Dinge am Hofe und in der Regierung erwarten ließ.

Er bekam eine Wohnung im Palaste und aus den Händen der Czaarin selbst den Alexanderorden. Einige Tage später wurde er dem Semenow'schen Garderegiment als Premiermajor mit dem Range eines Generalmajors in der Armee vorgestellt.

„Nun, was sagst Du dazu, daß Subin von den Todten auferstanden ist?" fragte die Czaarin Rasumowski.

„Ich freue mich darüber", entgegnete ihr Günstling ruhig.

„Ist das möglich?"

„Man sagt mir, daß Du Dich über seine Rückkehr freust, und Alles was Dir Vergnügen macht, erfüllt mich mit dem höchsten Glück", sprach Rasumowski.

Elisabeth war entwaffnet, verwirrt und fand keine Worte, um auszusprechen, was sie in diesem Augenblick für den treuen edlen Mann empfand, aber eine Stunde später war Alles vergessen und sie besprach eifrig mit ihrer Favorite, der Gräfin Suwalow, in welcher Weise sie Subin benützen wolle, um ihren Günstling auf die Folter der Eifersucht zu spannen.

„Ich fürchte nur, Majestät", wendete die Gräfin ein, „daß von dieser einfachen, noch durch kein Laster entweihten Seele alle Ihre Pfeile abspringen, und möchte glauben, daß Alles, was Sie unternehmen, um Rasumowski zu reizen und zu fesseln, überflüssig ist,

denn er hat ja ohnehin keinen Gedanken als Sie und schon die Hoffnung Sie allein zu besitzen, wäre in seinen Augen eine frevelhafte Vermessenheit."

„Ich will doch den Versuch machen, ob ich ihn nicht dahin bringe, seine übertriebene Bescheidenheit zu vergessen", erwiderte die Czaarin.

„Er wird dabei leiden, Majestät", sprach die Gräfin, „aber schweigen und alles mit rührender Geduld über sich ergehen lassen."

„Ist diese Ruhe nicht am Ende viel mehr Selbstüberhebung als Demuth?" rief Elisabeth.

„Ich weiß es nicht", gab die Favorite zur Antwort, „sicher ist es, daß er Subin nicht fürchtet, daß er sogar über ihn spottet."

„Das soll er mir büßen," murmelte Elisabeth, „rufe mir Subin — nein — ja doch — vorher Rasumowski — er wird mich kennen lernen, und zwar auf der Stelle."

Es war Abend geworden, als die Gräfin das Boudoir der Kaiserin verließ, um den beiden Nebenbuhlern den Befehl zu überbringen, sich in demselben einzufinden. Zuerst kam Rasumowski, anspruchslos und einfach wie immer, blieb er an der Thüre stehen und fragte gleich einem Diener mit Unterthänigkeit nach dem Wunsche der kaiserlichen Ge=

liebten. Diese sah ihn mit einem höhnischen Lächeln an und sagte dann kurz und befehlend: „Ich finde es für gut, daß Subin jetzt einige Zeit Deine Stelle einnimmt, Alexis, Du bist für ebenso lange nur mein Diener, mein Sklave, verstehst Du.“

„Ich verstehe.“

„Ich will jetzt vor allem Toilette machen, um meinen Günstling würdig zu empfangen“, fuhr die Czaarin fort, „zieh mir die Schuhe aus.“

Rasumowski ließ sich schweigend auf ein Knie nieder und erfüllte ihren Befehl, dann zog er ihr auf ihren Wink die goldgestickten Pantoffeln an, half ihr sich der unbequemen Kleider entledigen und einen bequemen grünsammtenen mit Hermelin gefütterten und besetzten Schlafpelz anziehen. Elisabeth trat vor den großen Wandspiegel und besah sich wohlgefällig. „Findest Du nicht, daß ich sehr gut aussehe“, sagte sie.

„Bezaubernd.“

„Subin wird sehr glücklich sein“, fuhr sie fort.

Rasumowski blieb die Antwort schuldig.

„Beneidest Du ihn nicht?“

„Wie dürfte ich es wagen.“

„Du sollst es wagen“, rief Elisabeth mit dem Fuße stampfend. „Bist Du denn nicht eifersüchtig?“

„Darf ein Sklave eifersüchtig sein?“

„Du hast Recht. Zünde die Ampel in meinem Schlafgemache an.“

Rasumowski gehorchte. Als er in das Boudoir der kaiserlichen Geliebte zurückkehrte, fand er Subin an ihrer Seite auf dem Divan sitzen. Elisabeth schien ihn mit ihren Blicken durchbohren zu wollen, aber es gelang ihr nicht, auch nur ein Sympton von Unruhe oder Neid an ihm zu entdecken, während Subin, der sich verlegen erhoben hatte, blutroth wurde.

„Verlösche die Lichter“, sagte die Czaarin, zugleich nahm sie mit einem zärtlichen Lächeln Subin's Arm und führte ihn in ihr Schlafgemach. Rasumowski setzte die goldenen Lichthüte auf die Kerzen und harrte der weiteren Befehle seiner grausamen Gebieterin.

„Du kannst jetzt gehen“, ertönte ihre Stimme hinter der Portiere.

Der Sklave verließ stumm und leise das Gemach, nicht einmal ein Seufzer hob seine treue Brust. — —

Am folgenden Tage galt Rasumowski als gestürzt und Subin als der erklärte Favorit der Kaiserin. Lestocq triumphirte, aber sein Jubel dauerte nicht lange. Subin hatte bald durch Zuträger, an denen es an dem despotischen Hofe des weiblichen Sultans noch weniger fehlte als in anderen Palästen, erfahren, daß Lestocq es war, dem er damals seine Ver-

bannung und den traurigen Aufenthalt in Kamtschatka verdankte. Von demselben Augenblick an trat er offen als der erbitterste, unversöhnlichste Gegner des kleinen intriguanten Franzosen auf und arbeitete geradezu auf den Sturz desselben hin. Lestocq zeigte sich indessen durch diese Wendung durchaus nicht erschreckt, ein neuer Plan, sich der Person der Monarchin zu versichern, war bald entworfen. Der Leibarzt hatte in der Semenow'schen Garde einen Unterofficier, Namens Paulow, entdeckt, der alle bisherigen Anbeter der Czaarin an athletischer Schönheit weit übertraf und denselben ihr zuzuführen beschlossen.

Er lud Paulow zu sich und setzte ihm bei einer Flasche vortrefflichen Sauternes seine Absicht auseinander.

„Es kostet mich nur ein Wort“, sagte er zu dem überraschten Gardesoldaten, „und Du bist der erklärte Liebling der Kaiserin, von Reichthum und Luxus umgeben. Macht und Rang stehen Dir zu Gebote und Alle, die Dich jetzt von oben herab ansehen. kriechen vor Dir. Aber Du darfst dann nie vergessen, wie wandelbar Frauengunst ist und vorzüglich die einer unumschränkten Monarchin. Dieselbe erringen ist leicht, sie festhalten unendlich schwer. Beides kannst Du nur mit meiner Hilfe. Die Günstlinge wechseln, aber der unentbehrliche Leibarzt bleibt, mein Einfluß auf die Czaarin ist ein

unzerstörbarer. Er steht Dir zu Gebote, so lange Du Dich mir dankbar und ergeben zeigst, sobald Du mir aber mit Ungehorsam, Undank oder gar mit Feindseligkeit lohnst, bist Du verloren und ich werde Dich ebenso stürzen wie ich Subin, Suwalow und Rasumowski gestürzt habe, und wie ich Subin jetzt noch einmal aus dem Sattel heben werde."

„Auf mich, meine Dankbarkeit und Ergebenheit können Sie unbedingt zählen, Excellenz", erwiderte der schöne Unterofficier, „ich habe nur ein einziges Bedenken."

„Welches?"

„Es ist eine zarte Angelegenheit", stammelte Paulow.

„Vertrauen gegen Vertrauen, mein Lieber", rief Lestocq, „oder wir kommen nicht vorwärts."

„Ich habe eine Amour, Excellenz —" begann Paulow.

„Sollte das ein Hinderniß sein?" lachte der Leibarzt. „Du wirst dieses Verhältniß auf der Stelle lösen und damit basta."

„Das geht aber nicht so leicht."

„Und warum nicht?"

„Weil die Dame sehr heftig und sehr eifersüchtig und in ihrer Eifersucht zu Allem fähig ist", gab Paulow zur Antwort.

„Nun so läßt man Sie vorläufig nichts merken."

„Sobald sie aber erfährt, daß Ihre Majestät mich begünstigt", fuhr Paulow fort, „wird Sie alle Minen springen lassen, um mich zu verderben."

„Wer ist denn diese mächtige Dame?"

„Frau von Grünstein."

„Sieh einmal, die tugendhafte Frau Grünstein", spöttelte Lestocq, „aber sei ruhig, mein Freund, die soll uns nichts anhaben. Es giebt keine Frau in Rußland, die unsere Pläne zu durchkreuzen im Stande wäre, nicht einmal die Gräfin Suwalow. Also abgemacht, Paulow."

„Ich stehe zu Ihren Diensten, Excellenz." —

Bei seiner ärztlichen Morgenvisite am folgenden Tage bemerkte der Leibarzt eine gewisse Verstimmtheit bei der Kaiserin und ging wie immer direct und keck auf sein Ziel los, indem er ausrief: „Sie langweilen sich mit Subin, Madame, es scheint also, daß ich mich diesmal in der Medicin geirrt habe, wir wollen auf der Stelle eine andere verschreiben."

Die Czaarin erklärte nach einigem Zögern, von Lestocq gedrängt, daß Subin allerdings nicht mehr ihr Geschmack sei und Sie nicht zu fesseln vermöge, am wenigsten jedoch im Stande sei ihr jenen Zweck zu erfüllen, den sie vorzüglich mit ihm im Auge gehabt

hatte, nämlich Alexis Rasumowski, der sie allein liebe, zu reizen und mit den Qualen der Eifersucht zu erfüllen.

Lestocq stimmte gern bei, daß Subin dem Kleinrussen viel zu sehr nachstehe, als daß der letztere durch ihn beunruhigt oder mit Neid erfüllt werden könnte; die Furcht Elisabeth ganz zu verlieren, könne Rasumowski nur dann mit voller marternder Gewalt erfassen, wenn er einen Mann an ihrer Seite sehe, der ihn vor Allem an körperlichen Vorzügen in Schatten stelle.

„Wie soll ich aber diesen Mann finden?“ seufzte Elisabeth.

„Ich habe ihn bereits“, rief Lestocq mit unverschämten Stolz.

„Sie lügen.“

„Ich lüge nie, wenn es das Wohl meiner kaiserlichen Wohlthäterin gilt“, antwortete Lestocq.

„Wer ist es also?“

„Ein einfacher Unterofficier der Garde, aber ein Mann, neben dem alle Männer an Ihrem Hofe wie rohe und häßliche Bauern erscheinen“, versicherte Lestocq.

„Bringen Sie mir diesen Mann“, rief Elisabeth erregt, „ich will, ich muß Rasumowski vor Eifersucht zu meinen Füßen verzweifeln sehen. Bringen Sie mir ihn auf der Stelle.“

Lestocq empfahl sich und die Czaarin machte eilig Toilette. Als sie fertig war, steckte sie noch eine Rose aus Rubinen in ihr weiß gepudertes Haar und sagte dann zu ihren Kammerfrauen: „Ist Lestocq da?“

„Er wartet im Vorsaal.“

„Laßt ihn eintreten.“

Der Leibarzt führte mit dem Lächeln eines Faun Paulow in den kleinen Salon, in welchem Elisabeth in einem Fauteuil saß. Sie richtete ihre Lorgnette auf den jungen Unterofficier und winkte dann Lestocq zu gehen.

Als er sich jedoch am Abend mit vielen Anderen in den kaiserlichen Gemächern zum Spiel einfand, ging sie lebhaft auf ihn zu und flüsterte ihm in's Ohr: „Ich bin verliebt, Lestocq, diesmal haben Sie es gut getroffen.“

Zehntes Kapitel.

Ein gefährliches Spielzeug.

Während die Phantasie des aus seiner Niedrigkeit mit einem Male zu nie gehoffter Bedeutung gelangten Unterofficiers Paulow sich immerfort mit den kühnsten Bildern von Macht und Glanz beschäftigte, war den Kameraden desselben die Veränderung, welche mit ihm stattgefunden hatte, nicht entgangen. Sie bemerkten, daß er sich immer mehr von ihnen und ihrem Treiben zurückzog, jede freie Stunde außerhalb der Kaserne zubrachte, und die Schenken, welche er bisher aufgesucht hatte, mit einem Male mied, und begannen ihn zu beobachten und seinen Schritten nachzuspähen. Es währte nicht lange, so hatten sie in Erfahrung gebracht, daß er seine Zeit nicht der Frau von Grünstein allein widme, sondern lange Besuche im kaiserlichen Palaste mache.

Endlich sagte sogar ein Soldat seines Regimentes, aus, daß er Paulow in einen Mantel gehüllt aus den Gemächern der Czaarin habe heraustreten sehen, als derselbe die Wache bei der Monarchin hatte. Jetzt wußte man genug.

In dem Augenblicke, wo Paulow am nächsten Abend den Palast verließ, wurde er von vier Unterofficieren der Semenow'schen Garde angehalten. „Hier also unterhält man sich jetzt", begann einer derselben, „man flieht unsere Gesellschaft, denn sie ist offenbar zu schlecht für einen Favoriten der Czaarin, und liegt als ein gehorsamer Hund zu den Füßen derselben Frau, die man noch vor Kurzem eine Tyrannin genannt und die man im Vereine mit uns vom Throne zu stürzen bereit war".

„Ihr irrt Euch Kameraden", erwiderte Paulow, der seiner Verwirrung vergebens Herr zu werden suchte, „ich besuche ein Kammermädchen —"

Ein lautes Gelächter unterbrach ihn. „O! wir bewundern, welche Fortschritte Du bereits in den Künsten des Hofes erlangt hast", rief einer der Unterofficiere, „Du lügst beinahe so gewandt wie ein Diplomat, aber uns wirst Du nicht täuschen, Paulow, und wehe Dir, wenn Du es versuchen solltest."

„Nun denn", sagte Paulow, „macht nur kein solches

Aufsehen, es geht ja auch ohne Lärm, ich gestehe Euch, daß ich eben von der Kaiserin komme."

„Seht den Schurken, er prahlt noch mit seinem Verrath, seiner Schande", sprach einer seiner Kameraden.

„Er macht sich über uns lustig", fügte ein anderer hinzu.

„Hört mich doch erst an", unterbrach Paulow die Aufgeregten, „ich läugne nicht, daß meine Handlungsweise Verdacht erregen muß, aber alles, was ich gethan habe, seitdem ich nicht mehr an Eueren Zusammenkünften theilnehme, geschah nach einem wohlüberlegten Plane, zu keinem anderen Zwecke als unserem Ziele näher zu kommen."

„So, das läßt sich hören," sagte einer der Unterofficiere, „aber welche Bürgschaft willst Du uns dafür geben, daß es wirklich so ist, daß Du die Gunst der Monarchin nur benützt hast, um in ihre Nähe zu gelangen und auf diese Weise unserem Complotte zu dienen; daß Du nicht vielmehr mit dem Gedanken umgehst, uns bei der ersten besten Gelegenheit an diese grausame Despotin zu verrathen und uns ihren Henkern in die Hände zu liefern?"

„Welcher abscheuliche Einfall", entgegnete Paulow mit vollstem Unwillen.

„Aber ein naheliegender und wohl gerechtfertigter

Einfall", sprach einer der Kameraden, „Du wärst nicht der Erste, welcher über die Tyrannin klagt und ihr flucht, so lange er unter dem Drucke derselben zugleich mit allen Anderen leidet, und ihr dient, nachdem sie ihn in die Reihe ihrer Creaturen erhoben hat."

„Verkennt Ihr so meine Vaterlandsliebe?" erwiderte Paulow. „Vergeßt Ihr den glühenden Haß, den ich gegen die Czaarin habe?"

„Wir vergessen eben nicht, daß die grausame Despotin auch ein schönes Weib ist und Du — wie wir alle — den Reizen einer Frau gegenüber schwach bist."

„Ich schwöre Euch —"

„Keine Schwüre", sagte ein anderer aus der Mitte der mißtrauischen Kameraden, „keine Versprechungen, wir wollen uns ausschließlich an Deine Handlungsweise halten. Vergiß nie, daß Du auf jedem Schritt und Tritt beobachtet wirst, daß Du nur die Wenigsten kennst, welche unserem Bunde angehören und daß — sobald Du zum Verräther wirst — hundert Arme bereit sind, Dich zu bestrafen."

„Mein Gewissen ist rein," sagte Paulow, dem seine Lage unheimlich zu werden begann. „Ich brauche Eure Blicke nicht zu scheuen, aber eines will ich mir erbitten: daß ich nicht nach dem Schein beurtheilt werde."

„Es ist deine Sache, dich auch vor dem Schein

des Verrathes zu hüten", entgegnete einer der Unterofficiere. Damit verließen sie ihn und Paulow konnte für diesmal aufathmen. Den Rest der Nacht brachte er in peinlichen Erwägungen zu, ein Wirbel widerstreitender Gedanken und Empfindungen trieb ihn umher; konnte er es wagen den bisherigen Genossen die Spitze zu bieten? Sollte er die Gunst der Monarchin benützen, um dieselbe zu verderben und dem Urtheilsspruche der Unzufriedenen seinen Arm zu leihen? Vor Allem war seine eigene Stellung noch nicht klar und fest genug, um leicht und entschieden Partei ergreifen zu können, und so kam er denn zu dem Entschluße, sich zunächst darüber Gewißheit zu verschaffen, wie weit seine Gewalt über Elisabeth reiche, was er von ihrer Gunst zu erwarten habe. Sie hatte Subin, wenige Tage nachdem Lestocq Paulow bei ihr eingeführt hatte, seines erotischen Dienstes enthoben, aber noch war Rasumowski zu überwinden und so lange dies nicht gelungen war, konnte sich der neue Günstling nicht als Sieger über das Herz der schönen Despotin betrachten.

Bei der nächsten Zusammenkunft, welche Paulow mit der Czaarin hatte, benützte er die erste Gelegenheit, welche ihm die vertrauliche Zärtlichkeit derselben gab, um seine quälenden Zweifel los zu werden.

Er saß eben auf einem niederen Tabouret zu den

Füßen Elisabeths, welche ihn gleich einem artigen Kinde putzte. Sie hatte sein Toupet mit frischem Puder bestreut und band ihm jetzt ein mit Spitzen besetztes Jabot um, das sie aus der Unzahl der ihr gehörigen selbst für ihn gewählt hatte. Paulow ergriff ihre Hände und küßte sie leidenschaftlich.

„Liebst Du mich, Paulow?" sagte die Kaiserin, deren Eitelkeit durch jede noch so geringfügige Huldigung lebhaft geschmeichelt wurde.

„Wer sollte Sie nicht anbeten, Majestät", erwiderte der beglückte Unterofficier mit einem Seufzer, „aber mich foltert unablässig die Furcht, daß ich unfähig bin Ihnen ein Gefühl einzuflößen."

„Hast Du nicht genügende Beweise meiner Gunst empfangen?" gab Elisabeth zur Antwort.

„Ja Majestät, aber ich gäbe gern allen Glanz, den die Gnade der mächtigsten Monarchin zu verleihen vermag, für die Liebe der schönsten Frau der Erde. Wenn ich Sie verlieren sollte, was ich stets befürchten muß, wenn ich nicht mehr das Recht hätte ihre kleinen Füße zu küssen, in den Himmel ihrer Augen zu blicken, dann möchte ich es vorziehen, überhaupt nicht mehr zu leben."

Die Kaiserin schwieg und zupfte an dem Kragen seiner Uniform herum.

„Elisabeth,“ murmelte Paulow in dem Tone fiebernder Leidenschaft, „lieben Sie mich?“

„Gewiß, mon ami.“

„Weßhalb zögern Sie dann mir zu gehören, mir allein?“

„Wie das?“

„Ich bin eifersüchtig auf diesen Rasumowski“, flüsterte Paulow.

Elisabeth begann laut zu lachen. „Eifersüchtig“, sagte sie, „das macht mir Spaß. Da es mir nicht gelingen will Rasumowski leiden zu sehen, so habe ich wenigstens jetzt die Genugthuung Dich zu quälen.“

„Sie hatten also nur die Absicht, durch mich Rasumowski's Eifersucht zu erregen?“ fragte Paulow, den ein jäher Schreck eisig überrieselte.

„Gewiß hatte ich die Absicht“, sprach Elisabeth, „aber dieser Mensch ist ein Holzblock, ein Stein.“

„Und Sie lieben mich also nicht?“

„Ach ja!“

„Aber nicht so wie Jenen?“

„Wie Rasumowski?“

„Ja.“

„Du fragst zu viel, Paulow.“

„Ich muß Gewißheit haben“, fuhr er fort, „ich

ballten sich krampfhaft in den Falten des Mantels, den er fest um sich zusammen zog. Er schlug diesmal auch einen ganz anderen Weg ein, nicht jenen zur Kaserne der Semenow'schen Garde, sondern bog rasch gegen Wassiliostrow ab. Anfangs eilte er wie ein von der Gerechtigkeit verfolgter Verbrecher dahin, bald wurden jedoch seine Schritte langsamer und fester und als er vor einem kleinen grauen Hause mit vorspringenden Säulen stehen blieb und die Klingel zog, war sein Gesicht wieder vollkommen ruhig und hatte seine gesunde frische Farbe wieder. Er hatte offenbar einen Entschluß gefaßt, der ihn befriedigte. Ein wohlbekannter alter Diener öffnete. „Heiliger Nicolaus, welche Seltenheit," murmelte dieser, „Herr Paulow, die Gnädige wird sich sehr freuen."

„Sind die Anderen da?" fragte der Günstling der Czaarin, während der Alte ihm die Treppe hinaufleuchtete.

„Ja, sie sind da", sagte der Diener. „Heilige Mutter, welche Freude, welche Freude."

In dem Augenblicke, wo Paulow die Thürklinke in der Hand hatte, rauschte ein Reifrock auf der Flur und eine kleine hübsche Frau von etwa dreißig Jahren, ein Licht in der Hand, ergriff seinen Arm. Welch' ein seltener Besuch", sagte sie höhnisch, „wollen sich der

Herr nicht ein wenig da hinein bemühen." Sie öffnete zugleich die Thüre ihres Schlafgemachs.

„Nur keine Scene Madame, wenn ich bitten darf", murmelte Paulow.

„O! keinerlei Scene," entgegnete die Hausfrau, „nur einige Worte im Vertrauen." Sie zog den Widerstrebenden in das Zimmer.

„Du bist ein Schurke, Paulow, weißt du das?"

„Womit hätte ich diese Bezeichnung verdient?" sagte Paulow kalt. „Mäßigen Sie sich, Frau Grünstein."

„Ich mich mäßigen" schrie die auf das Höchste erregte kleine Frau auf, „habe ich Dich nicht treu und innig geliebt, Dir alles geopfert, Du Elender, und Du, Du läßt mich so schmachvoll im Stiche um sich dieser Elisabeth hinzugeben!" Am ganzen Leibe zitternd, ergriff sie den Verräther an seinen Haaren, daß weiße Wolken Puders aus demselben aufstiegen und gab ihm rasch zwei derbe Ohrfeigen.

„Madame!" stammelte Paulow.

Die arme eifersüchtige Frau warf sich auf ihr Bett und begann laut zu schluchzen.

„Ich bin gekommen, um alles wieder gut zu machen", sagte Paulow, „aber Ihr Benehmen macht es mir unmöglich."

„Verlaß mich auf der Stelle“, schrie Frau von Grünstein, „ich will Dich nicht mehr sehen, aber Du — Du sollst dafür noch von mir hören, Du Elender! Du Schuft!“

Paulow verließ mit einem spöttischen Achselzucken die weinende Schöne und ging durch ein paar Zimmer bis zu jeneem wo sich von Zeit zu Zeit, wie er wußte, seine Kameraden und andere Unzufriedene versammelten, um ihre Pläne zum Umsturz der gegenwärtigen Regierung zu besprechen. Er öffnete hastig die Thüre und rief: „Da bin ich, Kameraden und gute Freunde, ganz der Euere.“

„Paulow! — Da ist er. — Er ist kein Verräther“, rief es durcheinander.

„Ich habe meine Rolle so gut gespielt“, fuhr Paulow fort, „daß die Kaiserin mir ihr volles Vertrauen geschenkt hat. Ich habe zu jeder Stunde Zutritt bei ihr. Nun gilt es einen kühnen Entschluß, nichts weiter, und wir machen uns zu Herren des Reiches.“

„Frau von Grünstein“, rief einer aus dem Kreise, „wo ist sie denn? Paulow ist da, Frau Grünstein!“

„Laßt sie sich ausweinen“ lächelte Paulow, „sie ist ein wenig böse auf mich.“

Die Kameraden lachten. „Nun morgen ist das

wieder gut", rief ein Lieutenant von der Linie, „Weiberthränen haben ja nichts zu bedeuten."

„Ebensowenig als Weibergunst", murmelte Paulow. „Ein Spielzeug! Nun sie soll erfahren, daß es auch gefährliches Spielzeug giebt."

Elftes Kapitel.

Die Liebesnacht einer Despotin.

Es war Abend, Elisabeth, der weibliche Sultan Rußlands hatte die Sorgen der Regierung und die für die gefallsüchtige Frau noch ernsteren der Toilette hinter sich, sie hatte sich zum sechsten Male aus- und angekleidet und erwartete Paulow, der heute seltsamer Weise auf sich warten ließ. Die Despotin begann ungeduldig zu werden, sie hieß ihre Favorite, die Gräfin Suwalow, welche ihr einen französischen Roman vorlas, das Buch zuklappen und riß an der Klingel. Eine ihrer Hofdamen erschien und erhielt den Auftrag, Rasumowski in ihr Boudoir zu berufen.

„Laß mich allein mit ihm Lidwina“, sprach die Kaiserin, als aber die Gräfin Miene machte sich zu

entfernen, hielt sie dieselbe mit der Frage zurück „wie gefällt Dir meine Toilette?“

„O! Majestät sind immer ebenso reich als geschmackvoll gekleidet“, gab die Schmeichlerin zur Antwort.

„Ich will aber heute berückend, sinnverwirrend aussehen, verstehst Du?“ sagte Elisabeth.

„Um diese Wirkung auszuüben“, entgegnete die Gräfin, „bedürfen Sie keiner Toilette!“

„Wirklich?“

Die Czaarin trat vor den Spiegel. „Nun, ich bin mit mir zufrieden, Du kannst gehen, meine Liebe.“

Die Favorite entfernte sich. Als wenige Augenblicke später Rasumowski in das kleine, mit Wohlgeruch erfüllte, und mit orientalischem Luxus eingerichtete Gemach trat, ruhte Elisabeth auf den schwellenden Polstern eines türkischen mit weißem Atlas überzogenen Divans und stützte sich kokett auf den einen entblößten Arm, während unter dem Saum ihrer Robe ihr kleiner Fuß in dem mit Hermelin verbrämten rothen Sammetpantoffel sichtbar wurde. Wie sie jetzt da lag in ihrer nachlässigen Majestät, die herrlichen Formen weder durch Fischbein noch Reifrock entstellt, über dem fließenden Glanz des weißen Atlasgewandes in einen langen faltenreichen Schlafpelz von kirschrothem Sammet

geschmiegt, welcher mit kaiserlichem Hermelin verschwenderisch ausgeschlagen und gefüttert war, und ihre wunderbaren Augen unter dem weißgepuderten Haare noch leuchtender und ausdrucksvoller erschienen, war sie in der That das schönste Weib, das nur die Phantasie ersinnen kann.

„Ich erwarte Paulow", sagte sie mit unbarmherziger Gleichgültigkeit, „bis er kommt, erlaube ich Dir, mir die Zeit zu vertreiben."

„Wie soll ich dies, was befiehlt meine gnädige Herrin?" erwiderte Rasumowski, dessen Wesen nicht die geringste Veränderung zeigte.

„Erzähle mir von Dir."

„Wie sollte das meine Kaiserin unterhalten?"

„Du hörst, daß ich es verlange."

„Aber es ist durchaus nicht ergötzlich", gab Rasumowski leise zur Antwort.

„Du leidest also", rief Elisabeth, sich lebhaft aufrichtend, „es quält Dich doch, daß ich meine Gunst noch Anderen außer Dir schenke. Gesteh' es mir, gesteh' es offen, es würde mich freuen. Leidest Du? Sag es mir."

In demselben Augenblicke ließ sich deutlich an der Wand ein leises Klopfen hören.

„Still", sagte die Czaarin, „das ist Paulow,

laß uns allein. Morgen sollst Du mir dann von den Qualen der Eifersucht erzählen, die Dich peinigen, es wird mir Spaß machen. Und dies auf den Weg, Du stolzer Philosoph: Paulow ist der schönste Mann in meinem Reiche und ich bin sterblich in ihn verliebt. Doch was blickst Du so finster, so traurig, ich will Dir nicht zu wehe thun, Alexis —" Die schöne Frau sprang auf und legte die Hand auf seine Schulter.

„Ich habe bis heute geschwiegen, weil ich fürchtete, Du könntest für Neid und Mißgunst halten, was nur der Kummer eines Dir bis in den Tod ergebenen Herzens ist", sprach der treue Mann ernst, „ich zittere für Dich, für Deine Krone, ja für Dein Leben, Du vertraust Dich Männern an, wie diesem Paulow, die Du nicht kennst, die vielleicht Arges im Sinne haben."

„Aus Dir spricht die Eifersucht", lachte die Czaarin.

„Nein, bei Gott nein", flüsterte Rasumowski, „aber ist es in unserer Zeit so unmöglich, daß sich der beglückte Anbeter von heute, morgen in ein Werkzeug der Unzufriedenen, ja in einen Mörder verwandelt? Denke an die Moskauer Verschwörung."

„Ich danke Dir Alexis", sagte Elisabeth, ihm die Hand reichend, „aber diesmal siehst du viel zu düster. Dieser Paulow ist unschuldig wie ein Lamm."

die schöne Despotin, indem sie ihre heftig wogende Brust mit dem prächtigen Hermelinpelz verhüllte.

„Gnade! Barmherzigkeit!" wimmerte Paulow.

„Fort mit ihm", befahl Elisabeth, „und sagt dem Henker, er soll an diesem seltenen Vogel sein Bestes thun."

Eine Stunde später empfing die Czaarin die Nachricht, daß Paulow auf der Folter Alles gestanden habe. Sie verfügte, daß er nicht vor die gewöhnlichen Gerichte gestellt, sondern, wie sie es bei Verschworenen zu thun liebte, im Geheimen bestraft werden sollte. Die kaiserliche Geliebte übernahm es selbst, sein Richter und sein Henker zu sein.

Zwölftes Kapitel.

Ein tugendhafter Günstling.

Das Urtheil, welches die Kaiserin über ihren ehemaligen Anbeter, den Verschwörer Paulow fällte, lautete wörtlich: „Paulow ist mit der Knute ohne alle Gnade zu züchtigen und zuletzt an beiden Schläfen zu brandmarken; außerdem soll ihm die Nase aufgeschlitzt und die verrätherische Zunge abgeschnitten werden. Dieses Urtheil ist im Geheimen, im Hofe der Citadelle zu vollziehen und zwar um zwölf Uhr Mittags, da ich der Execution beiwohnen und durch das frühe Aufstehen nicht in meiner Bequemlichkeit gestört sein will."
„Elisabeth."

An dem nächsten schönen, sonnenhellen Tage wurde die Vollziehung des grausamen Urtheils anbefohlen. Die Czaarin erschien pünktlich um die Mittags=

stunde in der Citadelle. Leicht und graziös, ein liebliches Lächeln um die Lippen als gelte es an irgend einer der heitern russischen Wintervergnügungen theilzunehmen, sprang die schöne Frau aus dem Schlitten und schritt, in der langen grauen Sammetschleppe und dem grünsammtenen Zobelpelz doppelt majestätisch, eine Kosakenmütze von demselben Pelzwerk auf dem Haupte, in den Hof der Citadelle. Die Gräfin Suwalow und zwei Kammerherren begleiteten sie.

Der Henker war mit seinen Knechten bereits an Ort und Stelle und erwartete mit sichtlichem Vergnügen sein vornehmes Opfer.

Die Czaarin winkte ihm näher zu treten.

Er kam, die Hände auf der Brust gekreuzt, demüthig wie ein Hund, der Schläge fürchtet, auf drei Schritte heran und warf sich vor der Mächtigen auf das Knie nieder.

„Ich will, daß dieser Paulow unter der Knute stirbt, verstehst Du“, sagte die Czaarin, „ich höre, daß Du die Geschicklichkeit besitzt den Deliquenten bei dem sovielten Streiche zu tödten als es Dir beliebt, ist dies richtig?“

„So ist es Mütterchen, Elisabetha Petrowna“, sagte der Henker, „ich kann ihn, wenn ich will, mit

dem zehnten Streiche tödten, aber sobald es mir gefällt auch erst mit dem hundertsten.

„Gut. Ich will also daß dieser Elende stirbt, aber erst wenn er zweihundert Hiebe empfangen hat. Martere mir ihn recht und Du sollst kaiserlich belohnt werden.“

„Ich werde mir alle Mühe geben Deinen Beifall zu verdienen“, entgegnete der Henker mit einem freundlichen Grinsen, „aber da kommt unser Mann.“

Paulow trat, von Grenadieren mit aufgepflanzten Bajonetten escortirt, in den Hof. Er trug die Uniform der Garde, schwere Ketten an Füßen und Händen, sein Gesicht war leichenfahl und von Todesangst entstellt. Als er die Czaarin erblickte, begann er am ganzen Leibe zu zittern, während sie ihn mit Verachtung maß.

Ein Mitglied des Justizhofes verlas das Urtheil. Als der Unglückliche es vernommen hatte, warf er sich auf die Kniee nieder, daß die Ketten schauerlich rasselten und schrie aus voller Brust: Gnade! Gnade!

Elisabeth begnügte sich den Kopf zu schütteln. Der Henker und seine Knechte ergriffen nun Paulow, rissen ihm Kleider und Hemd bis auf das Beinkleid herunter, nahmen ihm die Ketten ab und banden ihm Hände und Füße. Dann lud ihn einer der Henkers-

knechte auf seinen Rücken, der Scharfrichter zog rasch eine Schnur um ihn und band ihn so auf seinem lebendigen Marterpfahl fest, während zwei andere seiner Knechte Paulow bei den Beinen hielten, so daß er unfähig war sich zu regen.

„Gospodi pomiluj“ (Herr erbarme dich) seufzte Paulow. Der Henker stellte sich vier Schritte hinter ihn, dann trat er zwei Schritte vor und schwang die furchtbare Knute. Jeder Streich riß ein Stück Fleisch aus, aber der unglückliche Liebhaber der Czaarin gab keinen Laut von sich, obwohl sein Blut in Strömen floß; erst beim zwanzigsten Hiebe schrie er auf, es war ein entsetzlicher gellender Schrei, der alle Anwesenden schauern machte, nur den Henker nicht, welcher der Despotin zulächelte und von ihr mit einem beifälligen Kopfnicken ermuntert wurde.

„Gnade! Gnade! Um Gotteswillen! Erbarmen!“ schrie Paulow.

Elisabeth trat näher, so daß sie in sein von Schmerz und Todesangst verzerrtes Gesicht blicken konnte und betrachtete ihn mit grausamer Freude.

„Erbarmen, Elisabeth!“ stöhnte der Elende. „Kein Erbarmen“, erwiderte das schöne Weib höhnisch „Du wirst unter der Knute sterben, mein Theurer.“

Bald konnte Paulow, von den fürchterlichen

Schmerzen gelähmt nur noch, gleich einem Wahnsinnigen lallen und seufzen. Als er etwa hundert Hiebe empfangen, schien er todt. Die Czaarin sah den Henker vorwurfsvoll an.

„O, er lebt noch“, beeilte sich dieser zu sagen und setzte seine entsetzliche Arbeit fort.

Seine Hiebe schienen nur noch eine fühllose todte Masse zu treffen.

Nachdem Paulow mehr als zweihundert Hiebe erhalten, wurde er losgebunden und fiel wie ein Stück Holz zur Erde.

„Lebt er noch?“ fragte Elisabeth, deren Grausamkeit noch immer nicht gesättigt war.

„Gewiß“ erwiderte der Henker, „er spaßt nur so mit uns.“ Zugleich riß er ihn bei den Haaren empor und einer seiner Knechte brandmarkte ihn auf beiden Schläfen.

Noch immer gab der Unglückliche kein Lebenszeichen von sich, als aber der Henker ihm mit einer glühenden Zange die Nasenlöcher aufriß, schlug er die Augen auf und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Jetzt schnell, reiß ihm die Zunge aus“, rief Elisabeth, „so lange er noch bei sich ist.“ Der Henker gehorchte mit vergnügter Bereitwilligkeit.

Noch einmal schrie Paulow auf in dem Augenblick

als die glühende Zange seine Zunge ergriff, dann sank er leblos zusammen. Der Henker legte das Ohr an sein Herz.

„Jetzt ist er todt", sagte er nach einer Weile mit sichtlichem Vergnügen, „ich hoffe, Du bist zufrieden, Mütterchen."

Die Czaarin ließ ihm eine Rolle Goldstücke einhändigen und verließ dann die grauenvolle Stätte, um ein heiteres Lied summend in ihren Schlitten zu steigen.

In ihrem Palaste angelangt, beschied sie Alexis Rasumowski zu sich. „Nun kannst Du ruhig sein", rief sie ihm entgegen, „Dein Nebenbuhler Paulow hat eben unter der Knute des Henkers seine verrätherische Seele ausgehaucht."

Der Günstling blieb stumm.

„Ich muß Dir nochmals danken", fuhr Elisabeth fort, „Du warst der Erste, der mich vor diesem Elenden gewarnt hat, o! wär ich nur immer fähig Deinen Rathschlägen zu folgen, aber ein Jeder sagt mir etwas anderes, wie soll ich da nicht irre werden?"

„Folge immer Deinem Gewissen —" sagte Rasumowski.

Die Czaarin sah ihren Sklaven erstaunt an, das Wort war offenbar nicht nach ihrem Geschmack.

„Wärst Du nur im Stande Dich dem verderblichen Einflusse dieses Franzosen zu entziehen!", sprach Rasumowski nach einer Pause, „der uns alle verräth und verkauft."

„Ich bin sehr böse auf Lestocq", fuhr die Czaarin zornig auf, „er hat mir diesen Paulow gebracht, mich beinahe an das Messer geliefert."

„Wie lange wird es dauern", sagte Rasumowski, „und Dein Unwille gegen ihn verwandelt sich wieder in Liebe und Vertrauen."

„Hätte ich nur einen Anlaß ihm zu Leibe zu gehen", rief Elisabeth, „Du würdest mich kennen lernen."

„Lestocq läßt es nie an solchen Anlässen fehlen."

„Wie?"

„Wenn nichts anderes, würde schon sein Verhältniß zu dem Fräulein von Mengden genügen, ihn für Deine Ungnade reif zu machen", sagte Rasumowski.

„Was ist damit?"

„Jedermann weiß, daß diese Dame, Dein Hoffräulein, seine Maitresse ist", entgegnete Rasumowski, „es ist an und für sich traurig genug, wenn das Volk weiß, welche Sittenlosigkeit bei den Großen Deines Reiches und an Deinem Hofe herrscht, aber wenn man sein Laster noch dazu frech und herausfordernd zur Schau trägt, wie dieser Lestocq, wenn man mit seinen

Verirrungen öffentlich Staat macht, und Du durch Deine Nachsicht dies stillschweigend zu billigen scheinst, dann darfst Du nicht erstaunen, wenn die Achtung vor der Würde der Monarchin täglich mehr sinkt, alle Bande der Ordnung gelöst erscheinen und jeder Tag neue Verschwörungen zum Umsturze der Regierung, neue Complotte gegen Dein Leben bringt."

„Du findest also jedes solches Verhältniß strafbar —" fragte die Czaarin überrascht.

„Wozu wäre die Ehe eingeführt und geheiligt, wenn jenes erlaubt wäre?" warf der tugendhafte Günstling ein.

„Du tadelst also auch mein Leben?" sagte Elisabeth rasch, die Brauen finster zusammenziehend.

„Ja", sagte ihr Sklave unerschrocken.

„Auch ich trage meine Laster zur Schau, nicht?" rief Elisabeth immer erregter.

Rasumowski blieb die Antwort schuldig.

„Sprich", gebot die Kaiserin mit dem Fuße stampfend, „ich will Deine geheimsten Gedanken über mich kennen lernen; verstehst Du!"

„Ich glaube, daß es besser für Dich und Dein gutes Volk wäre", sprach Rasumowski, „wenn Du Dich vermählen würdest."

„Mit Dir etwa?" lachte die Czaarin. „Aus Dir

spricht die Eifersucht, Alexis, das macht mir Spaß, o! Du bist sehr ergötzlich."

„Wie dürfte es Dein Sklave wagen, auf Dich eifersüchtig zu sein", fuhr Rasumowski mit tiefem Ernste fort, „oder daran zu denken, daß Du ihm Deine Hand reichst. Ich bin nicht wahnsinnig, sondern ich sehe im Gegentheil klarer, als Alle die um Dich sind. Deine Würde als Monarchin sowie die Staatsklugheit verlangen, daß Du Dir und Deiner Laune Fesseln auferlegst."

„Ich soll Dir treu sein, willst Du sagen", spottete die Czaarin. „Ja, Ja! Du bist eifersüchtig, Alexis, und predigst mir aus Eifersucht, Moral. Ich habe es längst bemerkt, daß Du seit einiger Zeit, ja seit der Rückkehr Subin's verändert bist; eine gewisse Traurigkeit verschleiert Dein sonst so heiteres, nur Glück und Frohsinn strahlendes Auge. Ich habe Dir weh gethan, nur weil ich Dich zu sehr liebe und mich durch die Eifersucht Deiner Treue versichern wollte. Vergieb mir."

„Ich habe Dir nichts zu vergeben, Herrin", sprach Rasumowski, „nicht die Gunst, die Du Subin und Paulow erwiesen, hat mich so tief gekränkt, mich drückt nur mein eigenes Verhältniß zu Dir nieder."

Elisabeth schien einen Augenblick sprachlos vor

Erstaunen. Eine solche Sprache hatte sie noch nicht gehört. „Wie", murmelte sie endlich, „Du beklagst Dich über Deine Stellung, Du liebst mich also nicht?"

„Wenn Du das Liebe nennst, was Deine Günstlinge für Dich fühlen oder was Du für sie empfindest", erwiderte Rasumowski, „dann liebe ich Dich nicht. Meine Liebe ist eine andere, ich bete Dich an wie eine Gottheit und deshalb möchte ich Dich auch gleich einer Gottheit erhaben über die Leidenschaft und Schwächen gewöhnlicher Menschen sehen."

„Du springst von dem Gegenstande ab", fiel Elisabeth ihm in das Wort, „Du hast Dein Verhältniß zu mir beklagt; da ich Dir Alles gegeben habe, was nur ein Weib und eine Herrscherin dem Manne ihres Herzens geben kann, nur meine Hand nicht, so strebst Du offenbar nach dieser, Undankbarer, Dein Ehrgeiz ist noch nicht gesättigt, Du willst die Krone Rußlands tragen, Bauernsohn."

„O! wie wenig verstehst Du mich", sprach jetzt Rasumowski mit einem traurigen Lächeln, „nicht der Ehrgeiz, das Gewissen spricht aus mir. Es schmerzt mich, daß Dein Leben dem Volke Aergerniß giebt und daß auch ich beitragen soll, die Achtung, die die Welt für Dich hegt, zu verringern, und mein Gefühl sträubt sich dagegen, nichts weiter zu sein als der Sklave Deiner

Laune, Dein Spielzeug. Es zerreißt mir das Herz, wenn ich mich öffentlich an Deiner Seite zeigen muß und die Leute mit Fingern auf mich zeigen: Seht! das ist Rasumowski, der vom armen Leibeigenen sich emporschwang bis auf die Stufen des Thrones, weil er Gnade fand vor den Augen der Carewna, und uns jetzt gleich allen anderen Günstlingen beraubt und verkauft. Aber ich würde diese Schmach ruhig ertragen, ruhig die Flüche meiner Landsleute, wenn ich mir nicht selbst sagen müßte: Du bist ein Elender! O! diese Stimme, die in mir so laut spricht und immer lauter, die mich anklagt und verdammt, diese Stimme ist es, die mich trostlos, die mich schamroth macht. Gieb Deine Ehrenstellen, Deine Orden, Deine Reichthümer, Jenen die darnach geizen, mir aber gieb die Ruhe meines Gewissens, die Reinheit meines Herzens wieder. Entlasse mich, sage mir, daß ich fortziehen darf, zurück in meine Heimat, in mein armes Dörfchen in der Ukraine, und ich will Dir dankbar sein wie keiner von Jenen, die Du aus der Niedrigkeit zu den höchsten Ehren und Würden erhoben, und Dein Angedenken segnen bis zum letzten meiner Tage." Rasumowski war vor der Kaiserin niedergesunken und barg, ihre Kniee umfassend, sein Antlitz in den schimmernden Wellen ihrer Sammetrobe.

„Alexis", stammelte Elisabeth die Augen voll Thränen, „Du willst mich verlassen? Ach, ich bin ja nicht mehr im Stande, ohne Dich zu sein."

Einige Zeit schwiegen Beide. Die mächtige Frau weinte leise auf ihren Sklaven hinab.

„Willst Du bei mir bleiben?" fuhr sie nach einiger Zeit fort. „Ich werde Alles thun, was Du verlangst, ich werde mich sogar mit Dir vermählen, wenn Du willst —"

„O! mein Gott!" rief Rasumowski außer sich vor Glückseligkeit.

„Möge die Welt mich verspotten, mich die Czaarentochter, die dem Bauernsohn, die Monarchin, die dem Sklaven ihre Hand reicht, wenn Du nur mein bist, Du, den ich mehr liebe als alles andere, mein Reich und meine Würde." Elisabeth beugte sich zu Rasumowski nieder und schloß sein Haupt zärtlich an ihre Brust.

„Nein, Elisabeth", sagte dieser mit dankbarer Begeisterung, „Dich soll Niemand deshalb schmähen, weil Du recht handelst und so wie es sein muß, um Dein Gewissen und das meine zu beruhigen. Wenn Du in Deiner unendlichen Gnade Dich herablassen willst, Deinen Sklaven zu Deinem Gemahl zu erheben, so soll es ganz in Geheimen geschehen. Die Welt braucht

nichts davon zu erfahren, wenn wir selbst nur es wissen, daß unser Bündniß kein unerlaubtes mehr ist, daß es Gott geheiligt hat durch seine Kirche, und dann — dann laß mich wieder nichts sein als Deinen treuesten Unterthan, den Schemmel Deiner Füße, Deinen Sklaven!“

Dreizehntes Kapitel.

Mariage de conscience.

Von dem Augenblicke an, wo sie Rasumowski versprochen hatte, das Band der Liebe, das sie mit ihm vereinte, durch die Kirche heiligen zu lassen, schien die Czaarin umgewandelt. Mit einem Male begann sie, die durch Schönheit und Neigungen eine Venus in Rococo, bisher nur dem Vergnügen gelebt hatte, ihrem Hofe in ihrer tyrannischen Weise Tugend zu lehren und machte mit Monsieur Lestocq den Anfang. Ahnungslos trat der intriguante Leibarzt, durch einen ausdrücklichen Befehl der Monarchin zu ihr beschieden, in ihr Cabinet und als er die finster zusammengezogenen Brauen und den strengen strafenden Blick bemerkte, mit dem ihn Elisabeth empfing, begriff er zwar, daß ihm ein Sturm bevorstehe, aber er hätte eher alles

andere erwartet als eine Moralpredigt über sein Verhältniß zu Fräulein von Mengden.

„Ich muß endlich einmal offen und ernstlich mit Ihnen über den Skandal sprechen, den Sie mit einem meiner Hoffräulein erregen“, begann die Kaiserin. „Ich dulde nicht länger, daß man an meinem Hofe Sitte und Anstand so schamlos mit Füßen tritt.“

Lestocq sperrte die Augen weit auf und fand vor Erstaunen keine Worte.

„Diese Verschwörungen, welche sich täglich erneuern, um meine Ruhe zu stören, meine Sicherheit zu gefährden“, fuhr die Czaarin fort, „entspringen vor Allem aus dem Mangel an Achtung vor den herrschenden Kreisen. Das böse Beispiel, das an meinem Hofe und von den Würdenträgern meines Reiches gegeben wird, tödtet allmälig die sittlichen Gefühle des Volkes, welche allein im Stande sind, eine feste Grundlage für den Thron und den Staat zu bilden. Ich bin entschlossen, dieser Demoralisation ein Ende zu machen und nicht länger zu dulden, daß man in meiner Nähe Sitte und Anstand in dieser Weise verhöhnt.“

„Aber Majestät, weshalb ereifern Sie sich gerade über mich“, wendete Lestocq ein, „weshalb soll mit mir der Anfang gemacht werden?“

„Weil überhaupt ein Anfang gemacht werden muß —“

„Er läge wohl näher“, widersprach der kleine kecke Franzose —

„O! ich weiß, was Sie sagen wollen, Lestocq“, fiel Elisabeth ein, „Sie meinen, ich soll bei mir selbst beginnen, aber Ihre Mahnung kommt zu spät, ich bin längst entschlossen, den ersten Schritt zu thun, indem ich mich vermählen werde.“

„Vermählen“ — stieß Lestocq mühsam hervor, darauf war er nicht gefaßt gewesen. „Vermählen“, wiederholte er noch einmal „und mit wem, Madame, wenn man fragen darf.“

„Rathen Sie einmal Lestocq“, sagte die Czaarin, sich an seiner Verwirrung weidend.

„Ich habe keine Ahnung.“

„Sie waren doch sonst nicht so ungeschickt in solchen Dingen. Also?“

„Subin.“

„Wie können Sie glauben.“

„Doch nicht —“ dem kleinen Franzosen stockte der Athem.

„Allerdings“, nickte die Czaarin. Ich vermähle mich mit meinem Sklaven Alexis Rasumowski.“

„Unwiderruflich?“

„Unwiderruflich."

Lestocq seufzte tief auf.

„Die Vermählung wird jedoch ganz im Geheimen stattfinden", fuhr die Czaarin fort.

„Also eine mariage de conscience", sagte Lestocq aufathmend.

„Ja wohl, und eben deshalb soll nicht davon gesprochen werden", erwiderte Elisabeth. „Sie sind der Erste, dem ich von meinem Entschlusse Mittheilung mache, sobald also etwas in die Welt dringt, weiß ich bestimmt, daß es ihre schwatzhafte französiche Zunge war, die das Geheimniß verrathen und werde darnach zu handeln wissen."

„Kein Wort soll über meine Lippen kommen", beeilte sich Lestocq zu sagen.

„Nun sprechen wir aber von Ihnen, mein Lieber", sprach die Monarchin spöttisch. „Ich dulde diesen Skandal mit der Mengden nicht länger. Sie müssen sie auf der Stelle heirathen oder an ihren Vater nach Liefland zurückschicken."

„Muß ich mich entscheiden, Majestät?"

„Allerdings und zwar auf der Stelle."

„Nun, so heirathe ich die Kleine in Teufels wollte sagen, Gottes Namen", rief Lestocq.

„Binnen vierzehn Tagen muß Alles in Ordnung sein, Lestocq", entschied die Monarchin.

Der kleine Franzose verneigte sich stumm und verließ dann, durch eine kurze Handbewegung der Kaiserin entlassen, das Cabinet derselben.

Wenige Tage nach seiner Unterredung mit der Monarchin wurde er spät Abends zu ihr beschieden. Er fand in ihrem kleinen Empfangssaal seine Gegner Alexis Rasumowski und den Kammerherrn Woronzoff. Sie begrüßten sich kalt und förmlich und erwarteten schweigend das Erscheinen der Czaarin.

Endlich rauschte die Portiere und Elisabeth trat in einem einfachen schwarzen Sammetkleide ohne jedes Abzeichen ihrer Würde heraus. „Ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen, meine Herren", wendete sie sich zu Woronzoff und Lestocq, „mein Gewissen verlangt es, daß mein Bündniß mit Alexis Rasumowki nicht länger der kirchlichen Weihe entbehre, ich habe mich also entschlossen, mich im Geheimen mit diesem edelsten und treusten meiner Unterthanen zu vermählen und Sie Beide ausersehen, dabei als Zeugen zu erscheinen. Der Priester ist bereit. Ich lade Sie also ein mir zu folgen. Sie nahm den Arm Rasumowski's und schritt mit ihm voran, Lestocq und Woronzoff folgten.

In der kleinen Kapelle des Czaarenpalastes erwartete der Priester das seltene Paar, die Kaiserin, die ihren Sklaven zu ihrem Gemahle zu erheben im Begriffe war. Elisabeth trat mit Rasumowski vor den Altar, während die beiden Zeugen in einiger Entfernung stehen blieben. Als es zum Wechseln der Ringe kam, ließ sich Rasumowski vor der Monarchin auf ein Knie nieder und empfing so das Symbol der Liebe und Treue aus ihrer Hand. Nachdem die Ceremonie zu Ende war, kehrte die Czaarin ebenso wie sie gekommen war, an dem Arme ihres Sklaven, jetzt ihres Gemahls, in ihre Gemächer zurück und entließ hier Woronzoff und Lestocq mit der strengen Weisung, über das Vorgefallene gegen Jedermann zu schweigen. Dann hieß sie ihren Gemahl sie in ihrem Schlafgemach erwarten und verließ ihn, um Toilette zu machen. Es währte nicht lange und er hörte ihre Robe glückverheißend im Nebenzimmer rauschen, jetzt theilte sie langsam die Portiere und blickte, ein schalkhaftes Lächeln auf dem schönen Antlitz herein.

„Ich will Dich heute recht bezaubern“, begann sie, „sonst ist es mit meiner Macht über Dich zu Ende. Die Kaiserin hat keine Gewalt mehr über Dich, Du bist jetzt mein Gemahl, was nach dem Worte Gottes so viel heißt als mein Herr, aber dafür soll das Weib

Dir sein süßes Joch auflegen, ein Joch, gegen das der tapferste Mann sich ebenso vergebens sträubt wie der muthloseste. Nun, wie gefalle ich Dir?“ Sie trat jetzt erst ganz in das Zimmer und er sah mit Entzücken, daß sie genau so gekleidet war, wie an jenem Abende, wo sein Herz ihr zum ersten Male entgegenflammte, sie trug wie damals eine weiße Atlasschleppe und derselbe rothsammtene Schlafpelz lag mit seinem weichen schwellenden Hermelin um Nacken, Brust und Arme. Die Seligkeit, welche der treue Mann, ganz in den Anblick des geliebten Weibes versunken, empfand, war so unermeßlich, daß er keine Worte fand; er warf sich in stummer Anbetung vor seiner Gemahlin, seiner Herrin nieder und preßte seine Lippen auf ihren kleinen Fuß, der unter dem schimmernden Saum ihrer Atlasrobe hervorblickte.

„Bist Du jetzt zufrieden, Alexis?“ fuhr Elisabeth fort. „Ist Dein Gewissen jetzt beruhigt, hast Du noch einen Wunsch?“

„Keinen“, erwiderte er, „als den, daß Du auch Deinem Gatten eine gnädige Gebieterin bleibst, wie Du es immer Deinem Sklaven warst.“

„Nun wollen wir aber recht fröhlich sein, Alexis“, sagte die Czaarin, „und unsere Hochzeit feiern.“ Sie hob den Geliebten auf und küßte ihn mit leidenschaft-

licher Zärtlichkeit. Dann führte sie ihn in den kleinen Saal, in welchem ein Tisch nur für sie Beide gedeckt war und nahm mit ihrem Gemahl an demselben Platz.

Auf ein Glockenzeichen traten zwei Diener ein, welche ein ausgesuchtes Souper servirten. Die beiden Gatten aßen, tranken und unterhielten sich vortrefflich.

Nach dem Dessert bat Elisabeth ihren Gemahl, ihr einige seiner herrlichen kleinrussischen Lieder zu singen, welche sie so gern hörte. Er gehorchte mit Vergnügen, sie beeilte sich an dem kleinen Clavier, dessen Tasten mit Perlmutter ausgelegt waren, Platz zu nehmen und begleitete ihn. Dann sang auch sie eine der italienischen Arien, welche sie auswendig kannte und endlich ließ sie ihre schönen Hände müde in den Schooß herabsinken und sagte, indem sie den Geliebten durch die halbgeschlossenen Augenlider schläfrig anblinzelte: „Nun wollen wir zur Ruhe gehen.“

Sie schritt voran in ihr Schlafgemach und Rasumowski folgte. Als sie sich auf einer Ottomane niedergelassen hatte, warf er sich vor ihr auf ein Knie nieder, um ihr die rothsammtenen Pantoffeln auszuziehen. „Wie galant für einen Ehemann“, spottete Elisabeth, legte ihre vollen weichen Arme um den Nacken des theuren Mannes und blickte ihm lange in das Auge.

„Du hast mich erst gelehrt, was Liebe ist“, flüsterte sie, „wahrhafte, echte und treue Liebe. Ich schäme mich beinahe, wenn ich jetzt zurückdenke, wie ich früher war, aber genug davon, Du hast mir meine Frauenwürde zurückgegeben, Du der ehemalige Leibeigene, der Bauernsohn. Dir verdanke ich, was alle die Großen meines Reiches und diese deutschen und französichen Ausländer, welche auf meine Russen mit Geringschätzung herabblicken, nicht zu Stande gebracht haben, trotz ihrer hohen Bildung, mit der sie gern uns gegenüber prahlen. Ein Volk, in welchem solche Herzen wie das Deine schlagen, besitzt, wenn es heute noch in den Wissenschaften und Künsten zurück ist, einen vortrefflichen Kern, den man auch in der rohen Schale achten muß, weil er uns in der Zukunft die herrlichsten Blüthen und Früchte verspricht. Die Geschichte wird einmal mit Bewunderung von dem armen kleinrussischen Bauer sprechen, den die mit entnervenden Wohlgerüchen geschwängerte Hofluft nicht im Stande war zu berauschen, der unter Hofschranzen, Schmeichlern, und Intriguanten stets nur das Wohl seiner Herrscherin und seines Vaterlandes im Auge hatte und seine Monarchin eine neue bessere Bahn führte; denn ich verspreche Dir, mein geliebter Mann, daß der heutige Tag ein Wendepunkt nicht allein in

meinem Leben, sondern in der Geschichte Rußlands werden soll. Fortan werde ich keinen Schritt mehr thun, ohne Dich um Rath zu fragen, denn Du bist viel klüger und vor Allem viel besser, viel edler als ich."

„Du beschämst mich", sagte Rasumowski leise.

„Im Gegentheil, Du darfst stolz sein", unterbrach ihn seine kaiserliche Gemahlin, „denn Du bist mein lebendiges Gewissen, mein guter Engel." Sie schloß ihn mit inniger Liebe in ihre Arme und bedeckte sein Antlitz mit Küssen, ein namenloses Glück ließ ihre Herzen voll und kräftig gegen einander schlagen, sie waren so zufrieden, so selig, als wenn nicht die Pracht-räume eines Palastes sie umgeben hätten, sondern die rauchigen Wände einer Bauernhütte.

Beide Gatten schienen seit jenem Tage in der That vollkommen verändert. Die Kaiserin zeigte in Allem einen Ernst, der ihr bisher fremd gewesen, während Rasumowski's Schwermuth einer edlen Heiterkeit gewichen war. Die Czaarin beschäftigte sich nun unerbittlich mit den Sitten oder eigentlich Unsitten an ihrem Hofe und verfolgte mit despotischer Strenge jede Aeußerung der Frivolität. Um ein eklatantes Exempel zu statuiren, wurde Monsieur Lestocq neuerdings befohlen, sich mit dem Hoffräulein von Mengden zu vermählen.

Der kleine Franzose fügte sich ohne weiteren Protest, aber er hatte nicht übel Lust dem Beispiele der Kaiserin zu folgen und die Trauungsceremonie im Geheimen vollziehen zu lassen, da er bei derselben nicht mit Unrecht eine komische Rolle zu spielen befürchtete. Aber die Monarchin gab sich damit nicht zufrieden. Sie wollte, daß die Vermählung ihres Vertrauten möglichst viel Aufsehen errege und befahl daher, daß dieselbe öffentlich und nur mit aller möglichen Feierlichkeit und Pracht vollzogen werde.

„Sobald eine Frau, die noch zum Ueberfluß unumschränkte Herrscherin ist, etwas will", sagte Lestocq seufzend, „bleibt nichts übrig, als gehorchen.

Die Trauung fand mit nie gesehenem Pomp in Gegenwart der Kaiserin und ihres ganzen Hofes statt. Eine unabsehbare Volksmenge füllte die Kirche und die Straßen, durch welche der Hochzeitszug in prachtvollen, phantastisch geformten Schlitten fuhr. Lestocq stand vor dem Altar an der Seite seiner Erwählten, welche ihren Triumph durchaus nicht zu verbergen suchte, mit einer Armensündermiene, welche die Czaarin unwiderstehlich zum Lachen reizte.

„Sie könnten nicht ärger aussehen, wenn man Sie zur Hinrichtung führen würde, Lestocq", sagte sie zu ihm, als er, seine Gemahlin am Arme, nach voll=

zogener Ceremonie die Glückwünsche der Anwesenden empfing.

„Ach Majestät, eine Heirath ist noch viel ärger als eine Hinrichtung“ seufzte Lestocq, „hier hat man es gleich mit einem Male überstanden, dort aber heißt es ein ganzes Leben hindurch mit dem Stricke um den Hals herumgehen.“

Vierzehntes Kapitel.

Eine willkommene Verschwörung.

Dem Beispiele seiner Gebieterin folgend, schien auch Lestocq von dem Augenblicke an, wo er der öffentlichen Meinung Rechnung getragen und sich vermählt hatte, ein Ausbund von Moralität und organisirte sogar zu seinem Privatvergnügen eine Art geheimer Sittenpolizei, welche ihn in die Lage versetzte, jede Verletzung der Moral und des Anstandes sofort zur Kenntniß der Monarchin zu bringen, welche dieselbe unnachsichtlich strafte. Freilich wurde dieser sittliche Eifer ebenso wie das Institut, das demselben diente, in den Händen des intriguanten Franzosen wieder nur eine neue Waffe gegen seine Gegner, die Bestuseff's und ihren Anhang. Bei aller Vorsicht, welche ihm durch die nahen Beziehungen des Gemahls der Kaiserin zu dieser Partei auferlegt war, versäumte er es

doch nie, dieselbe indirect zu verdächtigen oder bei der Kaiserin in ein übles Licht zu setzen. So erschien er eines Tages freudestrahlend bei dem Lever derselben und bat um Gehör unter vier Augen.

Nachdem die Czaarin ihre Damen entlassen und sich bequem in ihren Schlafrock einhüllend in einem Fauteuil ausgestreckt hatte, begann sie lächelnd: „Nun, was haben Sie denn wieder Neues und Wichtiges für mich?"

„Etwas höchst Wichtiges allerdings," entgegnete Lestocq geheimnißvoll, „jedoch nichts Neues, sondern, eine alte Geschichte. Erinnern sich Majestät noch der nächtlichen Zusammenkünfte, welche Graf Suwalow mit einer unbekannten verschleierten Dame hatte?"

„O! gewiß," rief Elisabeth, „ich habe ihm seine damalige schändliche Untreue noch immer nicht vergessen."

„Nun, Majestät, was würden Sie dazu sagen, wenn ich heute in der Lage wäre, Ihnen den Schleier dieses pikanten Geheimnisses zu lüften?" "

„Sie haben jene Dame entdeckt?"

„Ja, ich habe sie entdeckt, Majestät."

„Nun rasch, wer ist es?" fragte Elisabeth, deren Neugierde lebhaft erregt war.

„Es ist keine Geringere als die Gräfin Bestuseff.

„Lestocq Sie lügen."

„O, ich habe Beweise."

„Dienstbotenklatsch."

„Nein, Majestät, die eigenhändigen Briefe der Gräfin an Suwalow."

„Wie kommen Sie zu denselben?"

„Das ist mein Geheimniß."

„Zeigen Sie mir diese Briefe", befahl die Czaarin. Lestocq händigte ihr ein kleines Päckchen parfümirter Billetdoux's auf Rosapapier ein, welche Elisabeth rasch durchflog. „Schändlich!" murmelte sie, „abscheulich, aber ich werde eine Gelegenheit finden sie und ihn zu strafen."

„Die Gräfin ist mir überhaupt verdächtig", fuhr Lestocq fort. „Sie hat in neuerer Zeit innige Freundschaft mit Frau von Lapuchin geschlossen, derselben welche—"

„O! erinnern Sie mich nicht an die Schmach, welche mir dieses Weib zugefügt hat", fuhr Elisabeth zornig auf. „Nicht genug, daß Sie mir das Herz Löwenwolde's geraubt hat, wagt sie es heute noch, mir den Preis der Schönheit streitig zu machen. Ich habe Rasumowski versprochen, nie mehr ungerecht zu sein, in keiner Weise meinem Hasse oder Zorn die Zügel schießen zu lassen, aber ich will fortan täglich zu Gott

beten, daß mir diese Verhaßten selbst Gelegenheit bieten, unter dem Deckmantel strenger Gerechtigkeit an ihnen Rache zu nehmen."

„Nun ich denke eine solche Gelegenheit wird sich früher darbieten, als Sie es vielleicht für möglich halten, Majestät," sagte der intriguante Franzose mit einem überlegenen Lächeln.

„Wie?"

„Meine wichtigen Nachrichten sind noch nicht erschöpft."

„Also rasch, zur Sache", drängte Elisabeth.

„Die Sache ist noch nicht ganz im Reinen", erwiederte Lestocq, „ich darf also in Ihrem Interesse, Majestät, nur unter der Bedingung davon sprechen, daß Sie mir zusichern, Niemand davon Mittheilung zu machen und zwar am wenigsten Ihrem Gemahl."

„Ich verspreche Ihnen dies", sprach die Czaarin.

Lestocq trat hierauf näher und begann im Flüstertone zu berichten, daß der Lieutenant Berger von dem in Petersburg liegenden Kürassierregimente den Befehl erhalten habe, jenen Officier abzulösen, welcher bis jetzt bei dem nach Solikamsk im Gouvernement Perm verbannten Grafen Löwenwolde die Wache gehabt. Als Frau von Lapuschin davon Kenntniß erhielt, habe sie ihren Sohn den Kammerjunker zu Berger geschickt und

denselben gebeten, Löwenwolde zu versichern, daß sie ihn nicht vergessen habe, daß ihre Gesinnungen ihm gegenüber unverändert geblieben seien und hinzuzufügen, daß er nicht verzagen, sondern auf bessere Zeiten hoffen möge. Berger, der ein Kurländer und der Monarchin treu ergeben sei, habe ihm jedoch sofort Anzeige davon gemacht.

„Nun in dem Allen sehe ich noch kein Majestätsverbrechen", sprach Elisabeth.

„Ich habe ja schon bemerkt, Majestät, daß die Sache noch nicht ganz klar ist," beeilte sich der Franzose einzuwenden, „aber einem Kopf, wie es der meinige ist, genügt meist eine unbedeutende Aeußerung, um gleich das ganze Netz der Intrigue zu überblicken. Wenn die Lapuchin von besseren Zeiten spricht, auf welche Löwenwolde hoffen soll, so ist mir dies ein Fingerzeig, daß etwas im Werke ist, um diese Zeiten herbei zu führen, eine Verschwörung —"

„Ihre Schlüsse sind etwas kühn", sagte die Czaarin, „gerade weil ich diese Frau so sehr hasse und man von meinem Hasse weiß, will ich mich ihr gegenüber keiner Uebereilung schuldig machen. Forschen Sie also der Sache nach, Lestocq, beauftragen Sie den Lieutenant zum Schein auf die Absichten der Lapuchin einzugehen und sie auf diese Weise auszuholen."

„Dies ist bereits im Werke, Majestät, und hoffe ich Ihnen morgen schon die ganze Verschwörung zu Füßen legen zu können", entgegnete der Franzose.

„Wenn es Ihnen gelingt mir diese Frau auf Gnade und Ungnade in die Hände zu liefern", rief die Czaarin, „werde ich Ihnen ewig dankbar sein, Lestocq, aber hüten Sie sich mich blos zu stellen. Ich empfehle Ihnen nochmals die größte Vorsicht." Damit entließ ihn die Kaiserin und setzte ihre Toilette fort.

Noch an demselben Abende suchte Lieutenant Berger, von dem Capitain Falkenberg begleitet, den jungen Lapuchin auf und lud ihn ein mit ihnen ein Glas Wein zu trinken. Sie traten in eine Weinstube und nachdem sie durch eifriges Zutrinken Lapuchin redselig gemacht, begann Berger in den stärksten Ausdrücken auf die Czaarin und ihre Creaturen los zuziehen. „Sie haben mir aufgetragen mein lieber Lapuchin", schloß er, „dem Grafen Löwenwolde zu sagen, er möchte auf bessere Zeiten hoffen. Nun, worin bestehen denn aber Ihre Hoffnungen auf eine Veränderung, ich und mein Kamerad hier sehnen uns gleich vielen Anderen in der Armee nach einer solchen und würden unter Umständen sogar gern unsere Arme leihen, um dieselbe herbeizuführen."

„Unsere Hoffnungen sind vorzüglich auf den früheren österreichischen Gesandten an dem hiesigen Hofe, Marquis Botta gerichtet", erwiderte Lapuchin. „Derselbe hat in dem Hause meiner Mutter wiederholt die Aeußerung gethan, daß die jetzige Regierung nicht bestehen könne und ehe man sich dessen versehe, gestürzt sein werde. Man vermuthet auch, daß seine Regierung ihn deshalb nur nach Berlin gesendet habe, wo er jetzt als Botschafter beglaubigt sei, um den König von Preußen für die Wiedereinsetzung der braunschweigischen Linie zu gewinnen."

„Sollte dies Alles sein, was Sie wissen, mein junger Freund?" sagte Lieutenant Berger enttäuscht."

„Ich denke, es genügt, um von der Zukunft Besseres zu erwarten als uns die Gegenwart bietet", gab Lapuchin zur Antwort, „die Auslassungen Botta's führen zu der Vermuthung, daß zwischen ihm und einflußreichen Personen ein Einverständniß besteht und daß dasselbe den Sturz der Kaiserin Elisabeth zum Endzweck hat."

„Also eine Verschwörung, deren Haupt der Marquis von Botta ist", warf Berger ein.

„Das will ich nicht gesagt haben", flüsterte Lapuchin, „aber jedenfalls muß doch etwas im Werke sein,

denn ich kann nicht glauben, daß der Marquis seine Behauptungen aus der Luft gegriffen hat."

Gleich nachdem er sich von dem jungen Lapuchin verabschiedet, erstattete Berger Lestocq über das Ergebniß seiner Unterredung mit dem Kammerjunker Bericht und sprach sein Bedauern darüber aus, nicht Besseres mittheilen zu können. „O! was glauben Sie", rief Lestocq, „die Aeußerungen dieses Lapuchin sind unbezahlbar, verlassen Sie sich auf mich, ich werde aus denselben einen Strick drehen, an dem ich alle meine Gegner aufhängen kann."

Er eilte zur Czaarin und theilte ihr mit, Lapuchin habe dem Lieutenant Berger in Gegenwart des Capitains Falkenberg ausgeplaudert, daß eine weitverzweigte Verschwörung gegen das Leben der Czaarin und zum Umsturz der gegenwärtigen Regierung bestehe, deren Haupt kein Geringerer als der ehemalige österreichische Gesandte Botta sei, dessen Abreise das Complott für den Moment lahm gelegt habe, daher noch Zeit sei einzuschreiten und sich der Schuldigen zu bemächtigen. Elisabeth sah jetzt in der That ihren Thron in Gefahr und ertheilte auf der Stelle die Befehle, welche Lestocq als nothwendig hinstellte. Von neuem triumphirte der intriguante Franzose, mit einem Schlage hatte er Oesterreich und die Bestuseff verdächtigt und

noch überdies der Kaiserin ihre beiden verhaßten Nebenbuhlerinnen in die Hände geliefert.

In der Nacht vom 4. auf den 5. August 1743 wurden Frau von Lapuchin und ihr Sohn Iwan verhaftet. Am folgenden Tage nahm man die Gräfin Bestuseff nebst ihrer Tochter auf einem zwischen Peterhof und der Hauptstadt gelegenen Landgute gefangen. Die Hofdame Fräulein von Lapuchin, welche ein Liebling des Thronfolgers war, wurde, als sie mit ihm in einem Wagen vorfuhr, unter dem Vorwande, daß ihre Mutter plötzlich auf den Tod erkrankt sei und sie zu sehen wünsche, in einen anderen Wagen gelockt und zu den übrigen Verhafteten in das Palais gebracht, welches die Czaarin als Großfürstin bewohnt hatte. Später führte man Frau von Lapuchin, ihren Sohn und die Gräfin Bestuseff auf die Festung ab, während man ihren Töchtern in den Häusern ihrer Eltern Arrest gab.

Elisabeth jubelte, daß sie endlich einen gegründeten Vorwand hatte, ihre beiden Nebenbuhlerinnen zu verderben. „Nun wird wohl bald Niemand daran zweifeln, daß ich die schönste Frau Rußlands bin“, sagte sie zu Lestocq, „ich werde dafür sorgen, daß man in Zukunft die Fratze dieser Lapuchin nicht mehr bewundert, sondern mit Abscheu betrachtet. Rache ist auch

Wollust und kein Genuß der Liebe kommt jenem gleich, eine Feinde auf Gnade und Ungnade sich überliefern zu sehen.“ Eben hatte sie den Ukas unterzeichnet, welcher die Untersuchungscommission in der sogenannten Botta'schen Verschwörung zusammenberief und zu Mitgliedern derselben den General Usakoff, Lestocq und Trubetzkoi, welche der gemeinsame Haß gegen die Bestuseff wieder vereinigt hatte, und den Staatsrath Dimidoff ernannte, als Alexis Rasumowski eintrat. Elisabeth zeigte bei seinem Anblick einige Verlegenheit, denn sie hatte wieder einmal gehandelt, ohne, wie sie es versprochen, vorher seine Meinung einzuholen. Um seinen Vorwürfen zuvorzukommen, begann sie ihrem Gemahl von der entdeckten Verschwörung und den getroffenen Maßregeln, als von etwas, was sich von selbst verstände, zu erzählen. Rasumowski hörte sie an ohne eine Miene zu verziehen. „Ich fürchte nur“, sagte er dann, „daß Sie wieder übereilt gehandelt haben, Majestät, das ganze Complott existirt, wie mir scheint, nur in dem Kopfe des geheimen Rathes Lestocq, der, wie wir alle wissen ein erbitterter Gegner der Bestuseff's ist.“

„Wie Du ihr Freund, Rasumowski“, fiel die Czaarin ein, „ich aber will unparteiisch sein und Keinem von Euch glauben, sondern die Sache untersuchen lassen und dann strenge Gerechtigkeit üben.“

„Das gebe Gott", entgegnete Rasumowski, „aber ich weiß, daß Sie in dieser Angelegenheit nicht unbefangen, nicht gerecht sein können, Majestät, ich weiß, daß die Gerechtigkeit diesmal der Rache ihr Schwert leihen muß und sehe mit Bedauern voraus, daß dieser Prozeß kein anderes Ergebniß haben wird, als die Majestät neuerdings in den Augen des Volkes herabzuwürdigen."

„Was wünschen Sie also", sprach Lestocq, „wenn Jemandes Stimme gehört werden muß, so ist es die Ihre."

„Ich besorge, daß man durch die Folter den Angeklagten Geständnisse erpressen und sie dann für Verbrechen, welche sie nie begangen haben, auf das Schaffot senden wird", entgegnete Rasumowski.

„Sie nehmen also für diese Verräther Partei", rief Elisabeth ärgerlich.

„Im Gegentheil", sprach Rasumowski, „ich habe nichts im Auge als Ihren Vortheil, Majestät, ich möchte Sie nicht durch einen blutigen Akt grausamer Cabinetsjustiz vor ihrem eigenen Lande wie vor Europa gebrandmarkt sehen."

Genügt es Ihnen", sagte die Czaarin nach einigem Nachsinnen mit einem eigenthümlich lauernden Blick, „wenn ich Ihnen verspreche, den Schwur, den

ich bei meiner Thron besteigung gethan, zu erfüllen und den Angeklagten, ihre Schuld möge noch so groß sein, das Leben zu schenken?"

„Nein, Majestät, ich verlange mehr", antwortete ihr Gemahl, „ich beschwöre Sie, die Angeklagten nicht auf der Folter befragen zu lassen, man würde sonst sagen, daß sie unschuldig sind und nur durch Qualen, die kein Mensch und vor Allem keine schwache, zarte verwöhnte Frau zu ertragen im Stande ist, zu Hochverräthern gestempelt würden."

„Ich gebe Ihnen also mein heiliges Wort", sagte die Czaarin, „daß die Angeklagten weder gefoltert noch hingerichtet werden sollen. Sind sie jetzt zufrieden?"

„Ja, Majestät, gab Rasumowski zur Antwort, sowie ich es immer bin, wenn ich Sie gerecht und milde finde."

Als ihr Gemahl sie verlassen hatte, schlug die Czaarin ein lautes dämonisches Lachen auf, diesmal hatte das rachsüchtige Weib den klugen Mann doch überlistet, denn sie dachte von Anbeginn nicht daran, Frau von Lapuschin und die Gräfin Bestuseff zu tödten, jedoch nicht etwa weil sie zu milde, sondern weil sie zu grausam war. Sie hatte ihren Opfern eine ganz andere empfindlichere Strafe zugedacht, nicht die Monarchin wollte Vergeltung üben, sondern das in seiner Eitelkeit beleidigte Weib.

Fünfzehntes Kapitel.

Die peinliche Frage.

Die Untersuchungscommission begann sofort ihre Thätigkeit. Gleich in den ersten Verhören bekannten die Angeklagten freiwillig Alles, was man ihnen wirklich zur Last legen konnte, sie läugneten weder, daß sie die Kaiserin und ihr zügelloses Privatleben bei verschiedenen Anläßen scharf und rücksichtslos getadelt, noch auch, daß sie die Ausschreitungen ihrer Günstlinge bitter beklagt und bespöttelt hatten. Sie gestanden ferner, daß sie unter sich wiederholt das allgemeine Mißvergnügen und Verlangen, die frühere Regierung wieder hergestellt zu sehen, besprochen und als die Ursache desselben die Theilnahmlosigkeit der Monarchin gegen alle öffentlichen Angelegenheiten und die daraus entspringenden Uebergriffe ihrer Minister und Diener

bezeichnet hatten. Jeder, mit dem sie darüber je ein paar Worte gewechselt, wurde sofort eingezogen. Niemand fühlte sich bald mehr in Petersburg sicher. Trotz dem Terrorismus jedoch, den diese neue Inquisition, Lestocq an der Spitze, übte, kam man mit der Angelegenheit nicht vorwärts, so daß der vor keinem Mittel zurückscheuende Franzose die Czaarin drängte, im Geheimen die Angeklagten auf der Folter befragen zu lassen.

Elisabeth blieb nun zwar fest dabei, ihr Rasumowski gegebenes Wort zu halten, aber sie sann nach, wie sie dasselbe umgehen könne und sagte plötzlich zu Lestocq, „ich hab' es, lassen Sie nur mich machen, ich werde diese Elenden schon zum Geständniß bringen."

Am folgenden Tage, gegen Abend, trat ein Officier in das Gefängniß des jungen Iwan Lapuchin, ließ denselben in Ketten schließen und in einen bereit gehaltenen verdeckten Schlitten bringen. Nach einer kurzen Fahrt stiegen sie im Thorwege eines dem Gefangenen vollkommen fremden Gebäudes ab und der Officier führte denselben durch einen Corridor und eine Reihe von Zimmern in ein kleines mit behaglicher Pracht eingerichtetes Gemach, in welchem er ihn warten hieß. Zuerst erschien ein alter Diener, welcher ihm die Ketten abnahm, dann trat aus dem Nebenzimmer

eine hochgewachsene Dame in einen großen schwarzen Seidenmantel gehüllt und dicht verschleiert, so daß nur ein paar große gebieterische Augen ihm aus den dichten Hüllen entgegen blitzten.

„Du hast die Prüfungen, welche das Schicksal über Dich verhängt hat, bisher so standhaft ertragen, mein Freund“, begann die Dame, sich in einem Lehnstuhl niederlassend, „daß wir Dir vollkommenes Vertrauen schenken können. Erfahre denn, daß auch ich der weitverzweigten Verschwörung gegen die bestehende Regierung angehöre, welche überall Anhänger zählt; auch der Officier, der Dich hierher brachte, gehört zu uns. Du bist frei, frei durch uns, aber wir hoffen, daß Du Deine Freiheit zu keinem anderen Zwecke benutzen wirst, als uns beizustehen, diese grausame Tyrannin, welche auf dem Throne Rußlands sitzt, zu stürzen.“

„Aber ich weiß ja von nichts“, erwiderte der junge Lapuchin naiv, „und ich will auch von nichts wissen. Ich habe Angst genug ausgestanden in meinem Kerker. Auf mich zähle man ja nicht in dieser verderblichen Sache.“

„Aber Deine Mutter ist, wie Du weißt, bei dem Complott“, sagte die Verschleierte rasch.

„Möglich“, erwiderte Lapuchin, „aber ich zweifle daran.“

„Hat sie nicht bei jeder Gelegenheit die Czaarin geschmäht?“

„Allerdings, aber dies ist noch kein Hochverrath.“

„Meinst Du?“ sagte die Dame. „Du billigst es also, wenn man die Ehre der Kaiserin angreift, Du haßt sie wohl auch diese galante leichtfertige Frau.“

„Ich tadle nur, daß sie ihren Günstlingen so viel Macht einräumt zum Schaden des Staates.“

„Und Du verabscheust sie deshalb und findest sie wohl sogar recht häßlich, sonst hätte Dich ja ihre Schönheit, die man rühmt, entwaffnen müssen.“

„Auch ich finde die Czaarin schön“, sagte Lapuchin.

„Auch begehrenswerth?“ fragte die Verschleierte rasch.

„Gewiß.“

„Du wärst also nicht so unzufrieden, wenn Du einer ihrer Favoriten wärst?“

„O! gewiß nicht, ich wäre sogar sehr glücklich.“

„Weshalb hast Du ihr also nie gesagt, daß sie schön ist, daß Du glücklich wärst, ihre Gunst zu besitzen?“ fuhr die Dame fort.

„Ich hatte keine Gelegenheit“, erwiderte Lapuchin.

„Nun so sage es ihr jetzt“, rief die Dame und

warf zugleich Mantel und Schleier ab. Lapuchin stieß einen Ruf der Ueberraschung aus; vor ihm stand die Czaarin in berückender Schönheit, wie er sie noch nie gesehen, ein silbergrauer Seidenrock floß von ihren üppigen Hüften bis zur Erde nieder, eine blauseidene verschwenderisch mit kaiserlichem Hermelinpelz ausgeschlagene Jacke zeigte die volle Pracht ihrer marmornen Büste und ihre Arme. Sie lächelte und bot ihm die Hand. „Nun, Du scheinst eher erschreckt als erfreut, Lapuchin.“

„Ich weiß nicht, was ich denken soll“, stammelte der Jüngling in unbeschreiblicher Verwirrung.

„Du sollst denken, daß ich Dir wohl will“, erwiderte die Czaarin, „und daß Dir ein Glück winkt, wie nur wenigen Sterblichen, aber Du mußt Dich Deiner Monarchin auch dankbar zeigen für die Gunst, die sie Dir schenkt und auf der Stelle Alles sagen, was Du von dem Complotte Deiner Mutter und der Gräfin Bestuseff mit dem Marquis von Botta weißt und bis jetzt verschwiegen hast.“

„Ich habe nichts verschwiegen, Majestät“, sagte Lapuchin, dessen Stimme zitterte.

„Du fürchtest, Dein Geständniß könne auch Dich in's Verderben ziehen“, fiel die Kaiserin lebhaft ein, „ich sichere Dir vollkommene Straflosigkeit zu, auch

Deiner Mutter, aber dafür verlange ich, daß Du sonst Niemand schonst."

„Aber Majestät, ich schwöre, daß ich Alles, was mir bekannt geworden ist, bereits freiwillig ausgesagt habe", gab der arme am ganzen Leibe bebende junge Mann zur Antwort.

„Du irrst Dich, wenn Du annimmst, daß Dir Deine Hartnäckigkeit etwas nützt", sagte die Kaiserin, indem sie die schönen Brauen unheildrohend zusammenzog, „wenn ich sehe, daß meine Güte an Dich verschwendet war, stehen mir noch andere Mittel zu Gebote, Dir die Zunge zu lösen."

„Mein Gott, ich habe ja wirklich nichts weiter zu gestehen", stammelte Lapuchin.

„Du willst also Strenge sehen?"

„Majestät, ich beschwöre Sie —"

„Gestehe —" schrie ihn die schöne Frau an, indem sie gebieterisch auf ihn zutrat.

„Ich weiß von nichts —"

„Nun wir werden sehen." Die Czaarin schlug die Portiere zurück und winkte dem Henker, der mit seinen Knechten hinter derselben bereit stand. „Hier ist ein Vogel, dem Du die Zunge zu lösen hast", scherzte sie grausam, „bemächtige Dich seiner." Die Knechte ergriffen Lapuchin und banden ihn, dann

warf der Henker dem Unglücklichen eine Schlinge um den Hals und schleifte ihn so aus dem Zimmer in den neben demselben befindlichen Gerichtssaal, in welchem, an einer langen Tafel sitzend, die Untersuchungs-commission ihn erwartete. Die Czaarin folgte.

„Gestatten also Ihre Majestät uns jetzt, ihn auf der Folter zu befragen?“ begann Lestocq.

„Nein“, erwiderte die Czaarin rasch, „aber es giebt noch andere Mittel.“

„Welche, Majestät.“

„Die Knute.“

„Daran haben wir wahrhaftig nicht gedacht“, sagte Trubetzkoi.

„Aber ich“, lächelte Elisabeth, „man soll ihn so lange peitschen, bis er Alles gesteht.“

„Erbarmen, Majestät“, flehte Lapuchin, sich ihr zu Füßen werfend, „ich weiß nichts, ich habe Alles gestanden, ich bin unschuldig.“ Die Czaarin blieb indeß durch sein Bitten und Weinen ungerührt und winkte dem Henker mit der peinlichen Frage zu beginnen. Seine Knechte hoben Lapuchin auf und hingen ihn mit nach oben ausgerenkten Armen an den Balken, der sonst bei der Folterung benutzt wurde, der Henker trat hierauf, die Knute in der nervigen Hand, hinter

ihn und hieb ihn über den Rücken. Lapuchin seufzte auf.

„Besser, Väterchen, besser", rief die Czaarin, welche auf einem Stuhl in der Nähe Platz genommen hatte. Die Hiebe fielen nun rasch und ohne Erbarmen.

„Was haben Sie noch zu gestehen?" befragte Trubetzkoi den Angeklagten.

„Nichts, als was ich bereits bekannt", wimmerte dieser.

„Erinnern sie sich keiner weiteren Momente, die Mitschuld des Marquis Botta betreffend?" rief Lestocq.

„Nein."

Der Henker ließ die Knute weiter arbeiten.

„Gnade", jammerte Lapuchin, „ich weiß nichts, als was bereits niedergeschrieben ist, sollte ich Fremde schonen, nachdem ich meine Mutter so schwer angeklagt habe? Bedenken Sie dies doch und üben Sie Gnade!" Trubetzkoi blickte auf die Czaarin, welche jedoch weiter zu peitschen befahl. Erst, nach dem Lapuschin bei fünfzig Knutenhiebe erhalten hatte und bei seiner Aussage geblieben war, befahl sie einzuhalten und ließ ihn losbinden. Der Unglückliche sank ohnmächtig zur Erde und wurde so in seinen Kerker zurückgebracht. Nun wurde seine Mutter, Frau von Lapuchin hereingeführt. Die Czaarin ließ erst einige Zeit ihre Augen mit grau=

Fehlt 199–206 incl

Die unglücklichen Opfer ihrer Tyrannei und Eifersucht wurden nach der Execution in ein zehn Werst von Petersburg gelegenes Dorf gebracht, wo es ihnen gestattet wurde, sich von ihren Kindern zu verabschieden. Dann setzte man sie zu zwei und zwei in verdeckte Schlitten und führte sie in das Exil ab.

Der ganze Prozeß hatte eigentlich nur dazu gedient, dem Hasse Elisabeths gegen ihre beiden Nebenbuhlerinnen Genüge zu thun, die eigentlichen Intriguanten bei der ganzen Sache, Lestocq und der Generalprocurator verfehlten ihren Zweck vollständig. Ihnen war es in erster Linie darum zu thun, die Brüder Bestuseff zu verdächtigen und so einen Vorwand zu finden, sie zu stürzen, und in zweiter Linie die Zerreißung des freundschaftlichen Bandes, welches den Petersburger Hof mit dem Wiener vereinte. Als sie sich nach beiden Richtungen in ihren Erwartungen getäuscht sahen, blieb ihnen nichts übrig, als die Schuld der Angeklagten durch die strengsten Urtheile wider dieselben in den Augen der Welt so hoch als nur möglich hinauf zu schrauben. Friedrich der Große beeilte sich selbstverständlich für sich aus der sogenannten Botta'schen Verschwörung Capital zu schlagen. Sein Gesandter an dem russischen Hofe, Freiherr von Mardefeld, machte der Czaarin die Er-

öffnung, daß sein König, ohne die Mittheilung der Akten des famosen Prozesses abzuwarten, dem Marquis von Botta „aus Achtung für Ihre Majestät die Kaiserin", seinen Hof verboten habe. Auch habe man Botta zu verstehen gegeben, er möge, um Friedrich diese Mühe zu ersparen, selbst um seine Abberufung einkommen. Dies schien jedoch nicht genug, denn nicht lange darnach meldete der russiche Gesandte am preußischen Hofe, Cernicew, Friedrich der Große habe ihm in einer vertraulichen Unterredung den Auftrag ertheilt, der Czaarin zu melden, es unterliege keinem Zweifel, daß der Marquis von Botta bei dem Plane, die gegenwärtige Regierung in Rußland zu stürzen, nur nach der ausdrücklichen Vorschrift seines Hofes gehandelt habe. Der König könne daher, bei seiner aufrichtigen und treuen Freundschaft für die Czaarin, derselben nur den Rath geben, um auch die letzten Funken der noch unter der Asche glimmenden Gefahr zu ersticken, den zu Dünaburg eingekerkerten Prinzen Iwan, sowie dessen Eltern, noch weiter in das Innere des Reiches bringen zu lassen und zwar an einem so entfernten Ort, daß Niemand mehr etwas von ihnen zu hören bekomme.

Auf diese Weise hoffte Friedrich der Große, der ein ebenso guter Diplomat als General war,

die Kaiserin von Rußland für immer von der österreichischen Politik zu trennen und sich selbst bei ihr einzuschmeicheln.

Sein Schachzug hatte indeß nur den einen Erfolg, daß die Mutter des Prinzen Iwan, die ehemalige Regentin und der Gemahl derselben, zuerst von Dünaburg nach Oranienburg im Gouvernement Woronesch und später nach Kolmogory bei Archangel gebracht wurden, während der kleine Kronprätendent selbst in der Festung Schlüsselburg gefangen gehalten wurde. Um jede Erinnerung an ihn zu vernichten, befahl die Kaiserin im ganzen Umfange des Reiches die bei den Behörden niedergelegten schriftlichen Eidesleistungen, mit denen man Iwan seinerzeit gehuldigt, öffentlich zu verbrennen.

Maria Theresia, welche von den hinterlistigen Intriguen des Verfassers des „Anti-Macchiavelli" in Petersburg Kenntniß hatte, zeigte sich diesmal nicht minder klug als ihr großer Gegner. So sehr sie sonst jede Ungerechtigkeit von sich ferne zu halten suchte, opferte sie diesmal ihre persönlichen Gefühle vollkommen den Interessen ihrer Länder. Obwohl sie von der Unschuld ihres Gesandten überzeugt war, ließ sie ihn auf das Schloß

zu Gratz in Haft bringen und schrieb der Czaarin, sie übergebe denselben vollkommen ihrem Richterspruche, nur von ihr habe er Gnade oder Ungnade zu erwarten.

Ein Jahr später erklärte die Königin von Böhmen und Ungarn neuerdings in Petersburg durch den Mund ihres neuen Botschafters Grafen von Rosenberg, daß sie das Benehmen des Generals Botta in Petersburg als ein „verabscheuungswürdiges Verbrechen verurtheile“ und stellte sein ferneres Schicksal ganz dem Belieben der Kaiserin Elisabeth anheim. Die Czaarin hatte sich jedoch indeß vollkommen beruhigt und erwiderte „daß sie die ganze Sache in gänzliche Vergessenheit stelle und über besagten Botta aus kaiserlicher Gnade keine Ahndung, noch etwas Uebles mehr verlange, sondern dessen Freilassung allein dem Gutbefinden der Königin von Böhmen zu überlassen geruhe,“ worauf der General, Marquis von Botta, sofort aus seiner Haft entlassen wurde.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.